0011423

32077

Wiener Kinder.

Mit Beiträgen von

Ferdinand v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach, Vinc. Chiavacci, Balduin Groller, Ferd. Groß, Otto Fuchs-Talab, A. Aoël, Manuel Schnitzer, Paul v. Schönthan, Sig. Schlesinger, Ed. Pötzl, Minna Arbantschitsch, Adolf Wilbrandt und H. York-Steiner.

Illustrirt von **A. Trentin** und Anderen.

Verlag der
WIENER MODE
Wien, Leipzig, Berlin und Stuttgart

RBR
E
12mo
#4655

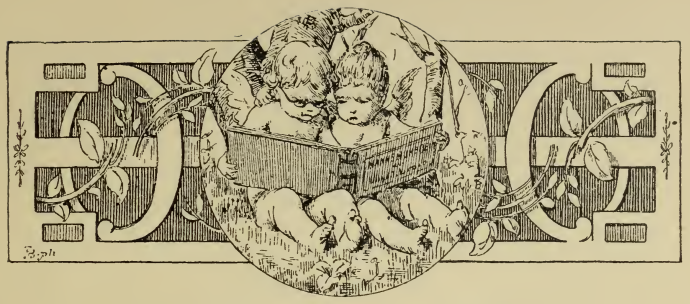
Inhalt.

	Seite
Ferdinand v. Saar: Wiener Kinder	1
V. Chiavacci: Der erste Sonnenstrahl	5
Marie v. Ebner-Eschenbach: Mein Neffe	17
Otto Fuchs-Talab: Arme Hascherln	27
Balduin Groller: Zwei Geschichten vom kleinen Rudi:	
I. Rudi wird photographirt	41
II. Rudi, der Gymnasiast	61
F. Groß: Das Versprechen	75
A. Noël: Skizzen:	
Correspondenz	87
Der Heini	99
Die Gredl	107
Ein Diner bei Großpapa	115
Ihr erster Roman	128
Verschiedene Ansichten	145
Ed. Pötzl: Der letzte Schilling	155
Sigmund Schlesinger: Die Mütter	163
Manuel Schnitzer: College Paulus	173
Paul v. Schönthan: Kleine Humoristen	185
Minna Urbantschitsch: Kinder-Lieder	199
Adolf Wilbrandt: Gedichte:	
Der Vater dem Sohn	211
Was ist ein Vater	212
Gold	212
H. York (Steiner): Wie ich Vater wurde	213

Wiener Kinder.

Von

Ferdinand von Saar.



Wiener Kinder.*)

Dort, wo der Stille bedürftig, in abseits gelegener Gasse
Fand der Dichter sein Heim, hebt sich ein gothischer Bau.
Lange steht er noch nicht; ihn schuf das letzte Jahrzehent,
Und zur Schule geweiht haben ihn Väter der Stadt.
Eifrige Knaben und Mädchen besuchen die stattlichen Räume,
Wo sich Licht und Luft hell und gedeihlich vertheilt.
Dort erlernen sie Alles, was noth zu wissen dem Menschen,
Denn bequemlich, wie einst, ebnet sich nicht mehr der Pfad.
Lesen und schreiben zu können, genügte; mit Fibel und Bibel
Und dem Einmaleins reichte vor Zeiten man aus.
Heut' ist jegliches Kind bereits ein Gelehrter; wie oft schon
Hat mich ergrauenden Mann Weisheit des Schülers beschämt.
Aber betrachtend verweil' ich mich gern, wenn das knirpsige Völklein,
Bunt durcheinander gemischt, wimmelnd den Thüren entströmt.
Welche Fülle des Lebens in all den verschied'nen Gestalten,

*) Aus den „Wiener Elegien" des Verfassers.

Theils wie von Rubens, van Dyk — theils wie von Cranach gemalt!
Früh verräth sich in Gang und Geberde das innerste Wesen,
Und dem erkennenden Blick zeigt sich das Werdende schon.
Schmächtiger Knabe, erhobenen Haupts hinwandelnd im Schwarme,
In dir reift mir gewiß bald ein College heran.
Dichtest du etwa schon jetzt an einem veristischen Drama,
Das in der Klinik beginnt und am Seciertisch verläuft?
Und du, niedliche Kleine, mit großen, beweglichen Augen,
Ahnst du Novellen bereits, üpp'ger als die des Boccaz?
Freieste Liebe versprichst du, indessen breitspurig die Freundin
An der Seite dir stapft, reizlos verschnittenen Haars.
Diese, ich seh's, wälzt unter der wuchtigen Stirn schon die Frage,
Wie man das Männergeschlecht gänzlich vom Erdball verdrängt.
Ja, hier bereitet sich vor in allen Phasen die Zukunft,
Achtlos trippeln an mir ihre Vertreter vorbei:
Wahrer des ewigen Friedens, Begründer der gleichesten Gleichheit,
Weltbefreier vom Gift schnöden Mikrobengezüchts;
Maler der vierten Dimension — und Entdecker der fünften,
Die mit Gespenstern bereits speisen vertraulich zu Nacht.
Aber gedeiht nur und blüht, ihr kleinen Erneu'rer der Menschheit —
Wachsen die Bäume doch nicht gleich in den Himmel hinein!

Der erste Sonnenstrahl.

Von

V. Chiavacci.

Der erste Sonnenstrahl.

In einer kleinen Quergasse nächst der Wien lagen noch vor wenigen Tagen große Schneehaufen, auf denen die Buben den Festungskrieg im Kleinen betrieben. Am Fiakerstandplatz war sogar eine Schneehütte errichtet worden, die den gastlichen Namen: „Zum Lurloch" führte und gegen ein Entrée von zwei Kreuzern für die Biercasse zu besichtigen war. Aber noch ehe die Steuerbehörde ein Zinsbekenntniß abverlangen konnte, war der stolze Bau wieder verschwunden. Ein warmer Frühlingsregen hatte ihn in eine schmutzige, breiige Masse verwandelt, welche am anderen Tage mit Schaufel und Besen über die Wienböschung befördert wurde. Dann kam ein frischer Wind als unbesoldeter Praktikant der communalen Straßenreinigung und trocknete die Straße auf. Die Pflastersteine verloren ihr schmutziggraues Aussehen, die Wege ihr braunes Colorit, und eines Morgens schien die Sonne aus wolkenlosem Himmel herab und vollendete die Frühlingstoilette der Straße, die nun blank

und sauber aussah und durch Lichteffecte der großen Zauberin Sonne einen unsäglich feiertägigen Schimmer erhielt.

Die lauen Frühlingslüfte, das Gezwitscher der Spatzen in den Bäumen des nahen Wienflußufers, die blanken trockenen Wege und der alle Gegenstände verklärende Sonnenschein gaben der alten Gasse ein gar freundliches, vergnügtes Gesicht.

Mit freudestrahlendem Antlitz begrüßten der Scharinger-Pepi und der Rohrer-Ferdl, der Mühlbauer-Franzl und der Mattich-Schorschl den herrlichen Frühlingstag. Mit demselben Stolze, mit dem die spanischen Conquistadoren von einer neuen Insel Besitz ergriffen, machten sie sogleich von ihrem guten Rechte Gebrauch, die Straße als ihr Gemeingut zu erklären.

Die Hauptsorge des Scharinger-Pepi war, nach seinem Grüberl zu sehen, das er im Vorjahre entdeckt hatte, und bei dem er ähnliche Stunden der Aufregung mitgemacht hatte, wie ein Lebemann am Roulettetisch von Monte-Carlo. Richtig, da war's. Zwischen zwei schadhaften Pflastersteinen, welche die Commune glücklicherweise auszuwechseln vergessen hatte, befand sich eine Mulde, die gegenwärtig aber ganz mit Erdreich ausgefüllt war. Sogleich machte sich der Pepi daran, sein Grüberl in Stand zu setzen. Er stocherte mit einem Holz das Erdreich heraus und putzte dann die Grube mit seiner „Haube" gründlich aus. Dann erklärte er feierlich den umstehenden Jungen, daß das Grüberl sein Eigenthum sei. Niemand wagte dem zu widersprechen; denn der Scharinger-Pepi war der Capo

in der Gasse und hatte noch überdies einen „großen" Bruder. Was so ein „großer Bruder" in den Fährnissen des Gassenbubenlebens für einen Werth hat, das kann nur der würdigen, der seine Carrière schwach und hilfsbedürftig und alleinstehend in diesem wilden Gemeinwesen beginnen mußte. Wie bescheiden und unterthänig beginnt so ein Held mit dem „rückwärts" flatternden Hemdzipfel seine Gassenbubenlaufbahn. Still und bescheiden drückt er sich in den Winkel und ist voll Bewunderung für die kühnen Thaten der Heroen der Gassenbubenzunft.

So ging es dem Hofer-Gusterl, dem viereinhalbjährigen Jungen der Näherin im Straußenhaus, als er, gelockt vom Sonnenschein und von den milden Frühlingslüften, zum erstenmal auf die Gasse watschelte, in der Hand einen Sack voll Kugeln, „lahmerne und marberne", die er von der Frau Godl zum Namenstag bekommen hatte. Die Mutter wußte nicht, daß er auf die Gasse gegangen sei, sonst wäre sie vor Angst gestorben. Er selbst war erstaunt über seinen Muth. Zwar hielt er sich, eingedenk der Warnungen seiner Mutter, nur auf dem Trottoir und nahe der Mauer auf; aber er war sich trotzdem dessen bewußt, daß er etwas Gefährliches unternommen hatte. Dafür wurde er aber reichlich entschädigt durch all die herrlichen Dinge, die er da in nächster Nähe beobachten konnte. Vor dem Greißlerladen war ein riesiger Stoß Holz aufgeschichtet. Der Herr Greißler stand an der Säge, legte ein Scheit Holz nach dem anderen

darauf und sägte es in drei gleiche Stücke auseinander. Die Säge mit ihren scharfen Zähnen glänzte so schön im Sonnenschein und schien eine Freude zu haben, daß sie sich in das frische Holz einbeißen konnte; denn sie sang dabei ein Lied, das zwar eintönig, aber doch recht lustig klang. Und unter der Säge lag ein Haufen Sägespäne, der nach oben ganz spitz wurde, und so oft die Säge in das Holz biß, spuckte sie gleich darauf die klein gebissenen Sägespäne wieder aus. Wie das herunterrieselte, so gleichmäßig und fein und wie der Haufen regelrecht in die Höhe wuchs! Daneben stand der Sepp, der Bruder von der Frau Greißlerin, beim Hackstock und spaltete die gesägten Stücke in vier Theile; wie lustig das ging und mit welch hellem Klang die Stücke herunterssprangen, als freuten sie sich, endlich unabhängige Holzstücke geworden zu sein! Auch diese Holzstücke waren schon zu einem beträchtlichen Stoß emporgewachsen und wurden vom Greißler-Schani und seiner Schwester, der Juli, paarweise durch die Kellerlücke in den Keller hinunter geworfen. „Wer da mitthun könnte!" seufzte Gusterl wehmüthig; aber dazu gehört Protection, und die hatte er nicht. Seine Mutter kaufte wenig oder gar nichts beim Greißler, und darum konnte er auch keinen Anspruch darauf erheben, zu solchen Festlichkeiten zugezogen zu werden. Man darf sich darin nicht täuschen, das war für Gustl derselbe Schmerz, wie der eines Ehrgeizigen, der keine Einladung zur Soirée des Ministerpräsidenten erhalten hat. Wie glücklich war dagegen der Scharinger-

Pepi. Er trat hinzu und fragte: „Soll i Euch helfen?“ Und ohne eine Antwort der Greißlerischen abzuwarten, die in puncto Holzlegen sehr egoistisch sind, packte er zwei Stücke Holz, zielte und warf sie in weitem Bogen durch die Kelleröffnung. Gustl schrie auf, halb vor Entzücken und halb vor Angst, denn Pepi hätte die Juli beinahe am Kopfe getroffen. Beim dritten Wurf traf er sie wirklich am Kopfe, so daß sie zu heulen anfing und der Schani, in brüderlicher Gefühlsaufwallung, seinem Spezi ein paar Holzstücke an das Schienbein warf, was diesen, eine vorläufige Auseinandersetzung meidend, zu dem Ausrufe veranlaßte: „Wart', das sag' i' mein' großen Bruadern!“ Gustl schauderte. Die Blutrache zwischen den beiden Häusern hatte also begonnen. Er schlich sich davon, um nicht mit in das Verhängniß gezogen zu werden und kam gerade noch zurecht, als der Mistbauer im Nebenhause seines Amtes waltete. Das wäre nun auch seine Freude gewesen, auf der Höhe des Kehrichtwagens zu stehen und die einzelnen Körbe, Kisteln, Fässer, Schwingerln von dem Hausgesinde unter Schäckern und Scherzen in Empfang zu nehmen und in den Wagen zu leeren. So mitten in einer Staubwolke stehen, bis zu den Knieen im Kehricht watend, dann von Haus zu Haus fahren und überall die Einwohnerschaft alarmiren, das schien ihm ein ebenso wichtiger als angenehmer Beruf. Doch während er den Mistbauer beneidete, wurde seine Aufmerksamkeit schon auf ein neues Wunder gelenkt. Der Tischlerlehrbub Hansl hatte sein Schwingerl ausgeleert und der Mist-

bauer stülpte ihm das leere Gefäß auf. Das schenirte aber den Tischler Hansl wenig; er warf das Schwingerl in die Luft und schlug auf dem Boden ein halb Dutzend Räder; dann stellte er sich, die Füße in die Luft werfend, auf die Hände und marschirte in dieser Stellung, das Schwingerl auf den Füßen balanzirend, unter die Thor-Einfahrt. — Gustl war sprachlos vor ehrfürchtigem Staunen. Das Gehen auf den Händen erschien ihm als das Höchste, was Menschenwitz und Kunst zu leisten im Stande sei. Die schlichte Größe dieses Hansl, der so viel konnte und dabei so einfach und leutselig im Umgang war, imponirte ihm aufs Höchste. Thränen traten ihm aus den Augen, wenn er dachte, wie wenig das wahre Verdienst im Leben anerkannt wird. Eben fuhr der reiche Fleischhauer in seiner Equipage aus dem gegenüberliegenden Thore heraus. Wie er sich breit machte! Und er konnte gewiß nicht auf den Händen geh'n. Auf den Händen gehen! Nein, so weit wird Gustl es in seinem ganzen Leben nicht bringen! Sein Herz klopfte ihm und seine Pulse flogen. Er dachte an sein liebes Mütterchen, das für ihn Tag und Nacht arbeitete und der er bis jetzt so wenig Freuden machen konnte. Erst unlängst hatte sie seufzend zur Frau Godl gesagt: „I plag' mi ja gern Tag und Nacht, wenn i nur aus mein Gusterl an' ordentlichen Menschen machen kann." Daran mußte er jetzt denken und nahm sich fest vor, nicht zu rasten und zu ruh'n, bis er nicht auch auf den Händen gehen könnte.

Voll Zuversicht blickte er um sich und athmete die laue Lenzesluft und freute sich des goldenen Sonnenscheins. Da trat der Versucher in der Gestalt des Brunner-Franzl aus der anderen Gasse an ihn heran: „Willst a Knetsch[1]) eini han'n, oder 's Dridl[1])" fragte er Gustl, und zeigte ihm einen mächtigen Sack voll „Marbsen und Lehmkugeln", dreimal so groß als der seinige war. Er konnte nicht widerstehen. Schüchtern und zaghaft öffnete er den Sack mit den schönen Kugeln, unter denen sich auch „g'scheckerte"[2]) befanden, ging zu dem Grüberl, das der Scharinger-Pepi eben ausgeputzt hatte und warf das erste Knetsch hinein. Es blieb nur eine Kugel darin; die anderen drei hatte der Franzl mit gewandten Fingern hineinbugsirt, und das Spiel ging von vorne an. Was der Gustl auch versuchte, er verlor und verlor, und sein Reichthum schwand sichtlich dahin. Seine Augen wurden immer größer, sein Athem flog und seine Finger wurden immer unsicherer. Jetzt mußte er sich schon die „G'scheckerten" wechseln lassen und wenige Minuten später war er ein Bettler. — Mit verschmitzten lauernden Blicken fragte ihn der Franzl, ob er kein Geld bei sich habe; er würde ihm dann fünf „lahmerne"[3]) um einen Kreuzer verkaufen. Gustl verneinte und bat den glücklichen Gewinner, ihm ein Dutzend vorzustrecken. Ein Hohngelächter war die Antwort. Jetzt starrte Gustl den

[1]) Bezeichnungen für die Kugelspiele der Kinder.
[2]) Scheckig.
[3]) Lehmkugeln.

leeren Beutel an, der noch vor Kurzem seinen Stolz und seine Freude gebildet hatte. Seine Augen füllten sich mit Thränen und gleich darauf fing er laut zu heulen an. „Du bist a Betrüager, Du hast an' falschen Spann,[1])" schluchzte er, „meine Kugeln will i hab'n!" Jetzt fand es Franzl angezeigt, mit seiner Beute zu verschwinden; aber schon hatten ihn zwei starke Fäuste — die dem Scharinger-Pepi gehörten — gepackt. „Was hast denn Du in unserer Gassen z'thuan und wer erlaubt Dir denn in mein Grüaberl z'scheib'n?" fragte der Capo mit der Miene eines Großinquisitors. „Dös is a Kunst, a Kind zu betrüag'n," sagte der Rohrer-Ferdl. „Geh', gib eahm a 'Döllhaub'n,"[2]) rief der Mühlbauer-Franzl, und als der Brunner-Franzl die angezeigte Quart mit erhobener Hand pariren wollte, wurde ihm der Sack mit den Kugeln „gebelzt".[3]) Die Kugeln lagen auf der Erde und jubelnd fielen die Freunde darüber her. „Halt," commandirte der Scharinger-Pepi, „wieviel Kugeln hast g'habt?" — „Zwanzig lahmerne — zehn marber—ne und sechs g'sche— g'scheckerte," schluchzte Gustl. „Dö nimmst D'r," befahl Pepi. Gustl bekam seine Kugeln zurück. „Und Du verschwind' und spiel' Di net mit mir!" Der Brunner-Franzl war zweimal so stark als der Scharinger-Pepi. Aber er wagte nicht, dem Urtheilsspruch entgegenzutreten; denn oben beim Hausthor stand

[1]) Spann. Die Spannweite zwischen dem ausgespreizten Daumen und dem kleinen Finger.

[2]) Kopfstück.

[3]) „Belzen" heißt im Jargon der Gassenjugend: „Aus der Hand schlagen".

der „große Bruder" des Pepi. Stolz ging Pepi von dannen, ohne den Gustl eines Blickes zu würdigen. Er liebte es, Ordnung und Disciplin in „seiner" Gasse aufrecht zu halten. Seit diesem Tage mußte Gustl immer an den Scharinger-Pepi denken, wenn vom Fürsten Bismarck die Rede war; denn so stellte er sich die Helden vor.

Mein Neffe.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Mein Neffe.

Er hat eine liebe, schöne Mama, er hat eine vortreffliche Wärterin und einen Hofstaat von mehr oder minder hübschen Frauen und Jungfrauen, und Alle buhlen um seine Gunst. Und er läßt sich ihre Huldigungen gefallen, belohnt dieselben wohl auch mit einem Lächeln, aber das Herz des Sultans auf das mache keine sich Rechnung, das ist vergeben — das gehört der Tante. Wenn sie ins Zimmer tritt, da leuchten seine großen blauen Augen, sein noch spärlich besetzter rosiger Mund öffnet sich lachend, seine dicken Aermchen breiten sich aus, das ganze kleine Wesen strebt der Kommenden entgegen, jeder Laut seiner eigenthümlich beredten Sprache, jede Geberde bedeutet: Nimm mich! nimm mich!

Die Tante gäbe was darum, daß es ihr gelänge zu verbergen, wie geschmeichelt sie sich fühlt, wie stolz und selig; aber sie vermag es nicht, und die Rivalinnen spotten: Seht die Thörin! sie thut, als ob die Flatterhaftigkeit

nicht zu Hause wäre unter den Kindern. Wir wollen sehen, wie lange die große Zuneigung dauert bei dem Altersunterschied, wollen sehen, was die Zukunft bringt. — Thörinnen ihr selbst! Wer wird immer an die Zukunft denken, die Gegenwart ist auch etwas. Komm du nur, mein Herzensschatz, mein schneeweißer Blasengel, komm, seien wir vergnügt . . . .

Den Unterschied im Alter werfen sie uns vor? rechnen schnöde nach, daß er ein halbes Jahrhundert beträgt, plus einem halben Jahrzehnt? — Lächerlich! Auf die Sympathie kommt es an, die gleicht Alles aus. Uns zwei verbinden dieselben Neigungen. Die zum Beispiel, zum braven Wurstel, der keinen Kopf mehr hat, sondern nur noch ein Gesicht, und, so oft man ihm einen Stoß in den Magen versetzt, vor Freude die Pauke schlägt. Und dann unsere Vorliebe für Astronomie, für Bücher, für Musik — ebenfalls gemeinsam. Wenn der Vollmond hell und glänzend über der großen Linde steht, wer ist entzückter, der Neffe oder die Tante? Von einem Fenster zum andern pendelt sie mit ihm, und sie fragen sich, ob es nicht am Ende gar zwei Monde gibt, für jedes Fenster einen, und ob sich nicht ein Standpunkt finden ließe, von dem aus beide zu erblicken wären?

Wenn die Lampe gebracht wird, setzt man sich an den Tisch. Auf dem liegen zwei Bücher und eines davon gehört dem Bübchen, und das Gesicht des Bübchens verklärt sich, als das Buch aufgeschlagen wird. Er jauchzt und hämmert darauf los mit den Fäustchen, und patscht

darauf los mit den kleinen flachen Händen. O die Wonne des Kindleins, die Wonne beim Anblick eines Buches! Und jeden Gegenstand, der darin abgebildet ist, kennt er schon.

— Zeig mir den Lord, Bubi!

Bubi sieht mich ernsthaft an, wendet den Kopf und deutet mit ausgestrecktem Zeigefingerchen auf den wirklichen Lord, der neben der Gehschule auf dem Teppich liegt.

Ja, bravo! ja, dort ist der Lord! . . . . Beim Wort „bravo" lacht der Kleine und applaudirt aus Leibeskräften. — Gut also! Aber jetzt zeig' mir den Lord im Buche. Da? nein, das ist eine Gießkanne. Zeig' mir den Lord. Beharrlich tippt Bubi mit der Spitze seines Fingerchens auf dem bunt bemalten Blatte herum und gelangt zu dem Bilde eines Reiters und einer Reiterin, ganz oben an dem Rande. — Papa und Mama, siehst Du, Papa und Mama auf dem Schimmel und auf dem Braun? Hopp, mein Schimmerl! Hopp, mein Braun! Sing schön, Bubi! Sing . . . . Willst nicht singen: Hopp, mein Schimmerl? Nun, so sing: Šel vojaček pro tabaček . . . . Bitte, bitte, sing!

Bubi greift im ersten Schrecken über diese Zumuthung an den Kopf, beginnt aber bald leise und in den höchsten Tönen zu quitschen: ah — ah — ah — ah. — Und wer das nicht gehört hat — hat nichts gehört, und wer das schelmische Zwinkern der halb zugedrückten Augen nicht gesehen hat, aus denen das Wohlgefallen des

Bübchens an der ersten eigenen Kunstleistung glänzt — der hat nichts gesehen.

Mitten im Gesang unterbricht er sich, verlangt nach dem andern Buch, dreht es in seinen unbeholfenen Händen, keucht vor Anstrengung und macht eine Lippe wie Carl V. Ein Dieb, der eine Wertheimische Casse aufbricht, hat gewiß nicht mehr Mühe als das Bübchen mit dem Oeffnen des Buches. Welche Ausdauer kommt dabei zu Tage! — Sie wird mit Erfolg gekrönt, das kleine Buch liegt aufgeschlagen auf dem großen, ein paar Finger der rechten Hand haben das Blatt erwischt, auf dem der linke Arm ruht und zupfen und reißen und ritz ratz geht es, Ecke um Ecke, Seite um Seite, das Bübchen geräth immer mehr in Eifer, der Boden ist mit Papierschnitzeln bedeckt.

Glücklicher Autor! Ein Exemplar deines eben erschienenen Werkes hat bereits reißenden Absatz gefunden.

Frau Dadak, die Wärterin, blickt herüber von ihrem Platz im Fenster, und sagt vor sich hin: Alles sollte man ihm doch nicht erlauben. Ueber und über erröthet die Tante. — Ach, Frau Dadak, ich kann nichts dafür, daß er die Bücher so gern hat, entschuldigt sie sich, und sucht die Aufmerksamkeit des Kindleins wieder auf Papa und Mama zu lenken. — Gib der guten Mama einen Kuß, Bubi! Und Bubi beugt sich vor, reicht aber nicht bis zur Höhe, in der Papa und Mama sich befinden und drückt seine Küsse auf einen ihm näher liegenden Schiebkarren. Die Tante sagt: Gut, schon gut,

und jetzt sag' Papa! sag' Papa, mein Schatz, mein allerliebster! sag': Pa — pa —

Und das Bübchen voll Gehorsam und gutem Willen formt den Mund, spitzt ihn, zieht ihn in die Breite, pafft wie ein Raucher und stößt auf einmal hervor: Mem! Die Begeisterung der Tante kennt keine Grenzen. — Haben Sie gehört, Frau Dadak, er hat „mem" gesagt!

— O ja, antwortet Frau Dadak unbegreiflich kühl, er sagt oft „mem", er hat auch schon zu mir „mem" gesagt. Und jetzt kriegt er sein Souper und wird schlafen gehen.

— Vorher aber darf ich ihm noch eine Biscote geben, weil er so brav ist. — Bubi schlägt die Hände bittend zusammen, als er seine Lieblingsspeise nennen hört, Frau Dadak ist bezwungen und bewilligt eine halbe Biscote, die Bubi, auf dem Schoß der Tante sitzend, verzehrt, das heißt, verzehren will, denn kaum hat er angefangen und schon erhebt sich Lord, tritt vor das Kindlein und betrachtet es mit seinen treuen Jagdhundaugen, und wedelt mit seinem schweren, kurzhaarigen Schwanz so langsam und so traurig, als ob es gälte, seinen besten Freund auszuläuten. Das Kind versteht ihn und reicht ihm die Biscote zum daran riechen hin, was dem Lord ein Genuß ist, jedoch kein vollständiger. — Gib ihm, sagt die Tante, gib ihm ein Stückchen. Und richtig, Bubi bricht ein Stückchen von seiner Biscote ab und bietet es dem Lord an, und in dem nachdenklichen Gesicht des Kindes ist etwas zu lesen wie eine Frage: Wirst du es

nehmen? Wirst du so indiscret sein? Anständige Wesen pflegen nur dergleichen zu thun, als ob sie von mir etwas annehmen würden. Indessen der Lord ist gefräßig, er nimmt allen Ernstes an, und — dankbar. Er dreht den Hals und mit einer Seite seines mächtigen Gebisses hebt er das Bröcklein aus der Hand des Kindes, so vorsichtig, mit solcher Behutsamkeit, wie ein Uhrmacher mit der Zange das feinste Rädchen aus einer winzigen Damenuhr hebt.

Das gefällt dem Kindlein so gut, daß es gleich ein zweites Stückchen spendet und ein drittes und so fort, bis nichts mehr da ist und es aufmerksam und enttäuscht seine leeren kleinen Hände betrachtet. —

Zur guten Stunde erscheint das Souper, Bubi wird von Frau Dadak gefüttert. Seine frischen Aeuglein blicken immer müder und fallen allmälig zu, aber der Mund öffnet sich regelmäßig vor dem mit Suppe beladenen, Einlaß heischenden Löffel. Von Zeit zu Zeit wendet der Kleine sich zur Tante und blinzelt sie freundlich an, was zweifellos bedeutet: Es schmeckt mir, ich bin schläfrig, aber — wir bleiben die Alten, und morgen, auf Wiedersehen.

Aus ist das Souper und jetzt nur geschwind ins Bettlein.

— Ich trag' ihn hinein, Frau Dadak! erlauben Sie's, weil heute sein Geburtstag ist und der meine auch . . . .

Ach Jesus! Im Augenblick, in dem die Tante das Bübchen zu sich emporhebt, wird es munter, jauchzt auf,

schlagt mit den Armen wie mit Flügeln und verlangt nach einem Galöppchen durch das Zimmer.

Da öffnet sich die Thür, Mama tritt ein. — Geht er denn noch nicht schlafen, der Kleine? fragt sie. — Er geht schon, antwortet die Tante und fühlt sich sehr beschämt.

Das Kind wandert in die Arme seiner geliebten, seiner rechtmäßigen Eigenthümerin, und sie legt es in sein Gitterbettchen, kniet neben dasselbe nieder und sagt: Schlaf' Bubi, schlaf'! — Und der Schalk bleibt eine Weile regungslos, plötzlich jedoch strecken seine Beine sich in die Höhe und heben ein Schlagen und Wirbeln an, daß die Decke nur so davon fliegt. — Bubi, spricht Mama verweisend, was ist denn das für ein unartiger Bub? Du! Du! unartiger Bub! . . . . Sie droht und Bubi droht mit; droht dem unartigen Buben, mit dem er nichts zu thun hat. Er, der Brave, verschränkt die Händchen auf der wieder zurecht gelegten Decke, hebt sie nur noch ein einziges Mal, um Mama's Wangen zärtlich zu streicheln, und liegt dann still und ruhig.

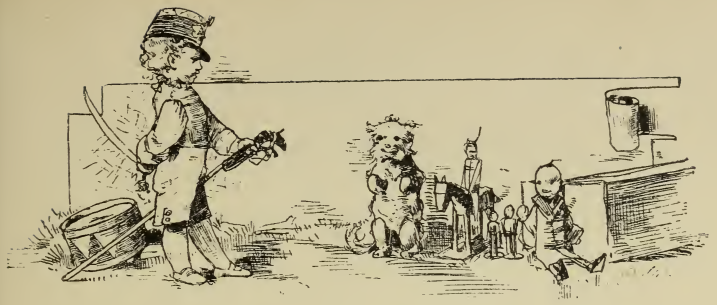
Mein Neffe schläft.

Ein

Wiener Sonntags-Idyll

von

Otto Fuchs-Calab.



Arme Haſcherln!

Maienſonntag! Jeglicher läßt ſein Herz vom Stapel auf den grünen Flurwellen vor den Stadtmauern, in jeder Bruſt ſchlägt eine Nachtigall, und der Blüthenſtaub der Liebe liegt auf der Seele; das iſt der Mai im Freien. In die Stadt aber kommt auf Windesfittigen der Frühlingsduft geſchwommen, ſo daß man glaubt, dort in jener Garküche werde zur Gollaſchbeize ſtatt der Zwiebel friſcher Flieder geröſtet, der Abfallſammler ſchütte lauter Kaſtanienblüthen in ſeinen Gräulkarren und der Donauarm habe mit ſeinen Waſſern einen Wald von Maiglöckchen ausgelaugt.

Maienſonntag! Das hat dort das holde Kind dem Frühling abgeguckt. Licht und maienfriſch ſchmiegt ſich das Lenzgewand um die ſchlanken Glieder, die das raſche Blut durchpulſt. Wie groß wird das junge Herz draußen in der wachgeweckten Natur! Und dort der alte Arbeitsveteran mit den zittrigen Gliedern und dem blinzelnden

Auge, das wie im Traume über das Grün irrt, fühlt, daß er auch einstmalen einen Muskel besessen, der Herz geheißen und der ihm Leid und Freud verdolmetschte, denn es regt und bäumt sich unter der schlissigen Jacke und der Gedanke glimmt auf in dem trüben Kopfe: „Warum immer das Ende wünschen? Warum? Es ist doch noch so schön hier auf Erden an einem Maiensonntag!“

So gebärt der Frühling draußen vor den Stadtthoren Rebellen; uns aber, die wir in die Stadtstube gezwungen, den lichten Sonntag aufleuchten und verglimmen sehen, uns drückt er, ein glänzendes Joch, und jeder Sonnenstrahl ist uns ein Geißelhieb und jeder Blick nach den Bergen ein Nadelstich der Sehnsucht. Aber wir sind in großer Gesellschaft. Droben in dem vierten Stock des alten Hauses, das wie eine Burgzinne über die Gasse ragt, sind auch drei Gefangene. Wie durch die Drahtmaschen eines Käfigs das Vöglein sehnend die Flügel reckt, so baumeln und fuchteln droben durch das Gitterfenster sechs kleine Arme heraus, die Frühlingsluft zu greifen. Ich kenne die drei Jungen von der Straße. Die Mutter, des armen Musikers Weib, hat sie ihm hintereinander geschenkt und dann sich beeilt, ihren Ruhesitz auf dem Centralfriedhofe zu beziehen. Er bringt sie schlecht und recht auf; leider ist solch ein Gör keine Fiedel, die man nur aufzuziehen braucht, wenn sie verstimmt ist; die Verstimmung überkommt ihn oft bei dem Geschäfte des Aufziehens, denn er kennt sich besser in den Köpfen seiner Noten aus, als in denen seiner Jungen. Sonntag

Nachmittags hat er draußen irgendwo im Grünen aufzufiedeln. Was fängt man alſo mit dieſen überflüſſigen drei Menſchen-Fragmenten von 2, 4 und 5 Jahren an? Die alte Nachbarin, die ſich ſonſt ihrer annimmt, iſt auch dem Rattenfänger Lenz gefolgt, und eine Aufſicht zahlen? Das trugs nicht. Aber wozu hatte die Wohnung dieſes große, tiefe, vergitterte Fenſter? Die Jungen werden hinaufgehoben, ein großes Stück Brot ſowie eine Trommel, eine Peitſche und ein Horn ihnen zur Geſellſchaft gegeben, der breite Kaſten davorgeſchoben, daß ſie nicht hinabfallen können und mit einem gewiſſen Gefühl der Beruhigung verläßt der Muſikus ſeine Kammer. Sicher ſind ſie dort und gute Luft haben ſie auch!

Und die drei Kerlchen hören nicht auf des Vaters Abſchieds- und Mahnworte, ſie jauchzen wie die Lerchen, greifen nach den Tauben auf den fernen Simſen und locken die Spatzen auf dem Firſt; der jüngſte, ein kleiner blonder Balg mit komiſch gedrehtem Schopf, ſteht wie ein Aeffchen am Gitter und verſucht daran zu rütteln. Der Mittlere aber, ein Materialiſt, zieht ſich, nachdem er eine kurze Zeit der Freiluft gefröhnt, etwas zurück, bemächtigt ſich des Brotes und beginnt, dem Zimmer zugekehrt, mit vollen Backen daran zu kauen. Bei dieſem nahrhaften Vernichtungsgeſchäft überraſcht ihn der Aelteſte, entreißt ihm entrüſtet den Proviant und gibt ihm einige ſeiner Handknochen zu verkoſten, was ſofort ein gefährliches Getümmel hervorruft, in welchem der Jüngſte über den Haufen geworfen wird und jämmerlich zu ſchreien anfängt.

Dieser laute Protest beruhigt die erhitzten Gemüther der beiden Vorgeborenen und sie kehren, nachdem der Aelteste das Brot in drei gleiche Theile getheilt und Jedem sein Stück zugewiesen hat, zu friedlichen Beschäftigungen zurück.

Der Nachmittag rückt vor, die Straßen werden ruhiger; mancher Passant, der unter dem Fenster vorbeikommt, bleibt stehen und hört dem kindlichen Jauchzen und staarenhaften Geschwätz zu, das aus der Höhe zum Pflaster niederhallt. Von Zeit zu Zeit erschallen Commandoworte, die Trommel ächzt unter vernichtenden Schlägen und das Horn wimmert in die Lüfte. Dann wird droben „Soldaten" gespielt, man sieht die drei Jungen im schmalen Raum gravitätisch die Beinchen strecken und hintereinander hertrippeln, bis irgend eine Erscheinung auf der Straße die militärische Ordnung stört. Einmal fliegen alle sechs Arme zum Gitter hinaus und drei Stimmen rufen klagend, bittend und verlangend ein Wort unzählige Mal wiederholt in die Gassenhöhlung. Drunten ist ein Kind mit einem kleinen rothen Ballon vorübergegangen und das hat den heißesten aller Kinderwünsche in den drei jungen Herzen entzündet: nach dem Besitze eines solchen Ballons. Doch spurlos gleitet unten die rothe Lockung vorbei, der Aelteste aber wird gesprächig, das herrliche Spielzeug macht ihn redselig, er erzählt den aufhorchenden Brüdern vom Prater, wo es solcher rother und blauer Kugeln die Menge gäbe, daß sie dort in Wolken zusammenstünden, und daß er den Papa bitten wolle, ihnen einen blauen Ballon zu kaufen.

„Nein, einen rothen," ſagt der Mittlere.

Der Aelteſte rühmt die Vorzüge ſeiner Farbe und verſpricht, all ſeinen Einfluß beim Vater geltend zu machen, um den blauen durchzubringen. In weinerlichem Tone antwortet ſein Nachgeborner: „Nein, einen rothen!" und da ſich der Aelteſte noch immer nicht dieſem Wunſche fügen will, bricht Jener plötzlich in ein heftiges, wenig melodiſches Weinen aus, dem als monotoner Text die Worte: „Ich will einen rothen" untergelegt ſind. Der Jüngſte, der von dem Streite nichts verſteht, glaubt, ſeine brüderliche Theilnahme dadurch bekunden zu müſſen, daß er in einer viel höheren Tonlage denſelben Text zu einem ausgiebigen Jammer-Solo verarbeitet, ſo daß dem beſonnenen Widerſacher ganz angſt und bange wird und er ſeinen ſehr unerquicklichen Empfindungen durch Einſtimmen in das Heulconcert Ausdruck gibt. So ſitzen ſie eine ganze Weile und vergießen perlenklare Thränen kindlichen Jammers, die beim heftigen Augenreiben auf dem Geſichte Spuren zurücklaſſen, welche auf einen ſehr irdiſchen Urſprung hindeuten. Indeſſen hat die Gemüthsbewegung ihren Appetit erregt und nach Verſiegung der Thränenbächlein ſtehen ſie alsbald kauend beieinander und verſchlingen gierig die Brotrinde, wobei die beiden Aelteren vermöge der größeren Beweglichkeit ihrer Kinnbacken zu dem Vortheile gelangen, das Brot aufgegeſſen zu haben, während der Jüngſte noch daran herumkiefelt, ſo daß ſie ihn anbetteln können. Und der kleine Puck mit dem ungeputzten Näschen beißt mit ſeinen weißen Zahnreihen

einige Bröckelchen ab und vertheilt sie großmüthig, vergißt aber, wie drunten eine Drehorgel ertönt, plötzlich seines Brotes, so daß es ihm der kleine Oger, der Mittelmann, ablisten kann, der es mit großen Bissen verschlingt.

Zu drei jungen Tanzbären hat sie nun die Schalmei im Drehkasten gewandelt und sie löst die Charaktereigenthümlichkeiten der drei Knaben aus dem Kern heraus: Der Aelteste, der des Vaters Musikbegabung geerbt haben mag, tänzelt zierlich und im Zeitmaß hin und her, wobei sich sein Kopf leicht wiegt — ihm rinnt Phäakenblut durchs Geäder; der Zweite hält sich mit den Händen am Gitter und macht, während ihm das hinabgewürgte Brot des Jüngsten noch Schlingbeschwerden verursacht, die ungelenken Bewegungen eines Waschbären — Phlegma, Materialist; der Jüngste aber tobt regellos hüpfend hin und her, sein Blondköpfchen ist roth vor Wonne und lautem Lustgeheul, er tritt der armen Trommel die Rippen ein und merkt es nicht, er knickt der Peitsche den schlanken Schwanenhals und merkt es nicht — ja, wenn er erst zwanzig Jahre älter geworden ist, ruft er bei solcheiner Gelegenheit laut in den Schwall: „Verkauft's mei' G'wand!“ . . .

Langsam kehren die Kinder zur Ruhe und zu sich selbst zurück, sowie die Drehorgel schweigt. Der kleine Musikwütherich findet da plötzlich, daß er ein Bedürfniß hat, und gibt demselben in dem gewohnten kurzen, zweisilbigen Kinderwort Ausdruck, in einer etwas pressanten Manier, die weder Zweifel noch Parlamentiren zuläßt. Diesem gebieterischen Mahnwort weiß sich der Aelteste

ſo wenig zu entziehen, daß er an Franzl inſtinctiv den gleichen Auftrag ertheilt, der in ſolchen Fällen ſtets ſeitens des Vaters erfolgt.

Franzl, der Mittlere, ſcheint des Blondkopfs Leibdiener zu ſein, denn er wendet ſich bereitwillig um, thut dann aber den wenig troſtreichen Ausſpruch: „I kann ja nit abi!“

Der Jüngſte, der für ſolche Verhinderungen noch kein Verſtändniß zeigt, wiederholt in einer dringlicheren Form ſein Verlangen und zeigt ſich den Vernunftgründen des Seniors ganz unzugänglich, er beſteht auf ſeiner Forderung mit einer dieſem Alter eigenthümlichen Hartnäckigkeit. O, über die Wohlerzogenheit des jüngeren Bruders! Alle Verſicherungen des Aelteſten, daß es unmöglich ſei, ſeinem berechtigten Wunſche Rechnung zu tragen, ſtoßen auf das beharrliche zweiſilbige Wort, das nunmehr den discreten Charakter verliert und kreiſchend in die Gaſſe geſchrien wird. Der Aelteſte und Verſtändige fängt an den Kopf zu verlieren, ein Zuſtand, für den Jeder, ſo er ſich einmal mit einem ſolchen Schreckenskind in ähnlicher kritiſcher Lage befunden hat, das richtige Verſtändniß entgegenbringt.

Aber ſchließlich findet er doch einen Ausweg, den jungen Dränger zu befriedigen, indem er ihn das Beiſpiel Ganymeds nachahmen läßt, der vom Adler in die Lüfte entführt wird. — — —

Ueber dieſen Nöthen und dann wieder wechſelnden Epiſoden heiteren kindlichen Treibens iſt die Dämmerung hereingebrochen. Drunten fangen die Leute an, in ver-

kehrter Richtung, d. h. stadteinwärts zu wandern, die Spatzen setzen sich auf dem grauen Schlot drüben zu einem betäubenden Abendconcert zusammen, in den noblen Etagen werden die Fenster geöffnet, um die Abendkühle einzulassen. Der kleine Blondkopf beginnt da, ohne jede äußere Veranlassung, zu raunzen. Es ist das stille, beharrliche Greinen eines müden und hungrigen Kindes. Auf die Fragen des Aeltesten, was er wolle, schluchzt er nur: „Vatter — Vatter!" Den süßen Namen Mutter hat er nicht rufen gelernt, außer dem Leben konnte die Mutter ihm nichts mehr schenken, nicht ein Körnchen jener balsamischen Zärtlichkeit — und ach, was ist ein Kinderleben ohne Mutterliebe? . . . Den Vater ruft er. . . . Väter, Kind, haben oft taube Ohren für die feinen Schmerzensschwingungen einer zarten Kindesseele; auf dem Markt des Lebens müssen sie nach dem Schall der Münze angestrengt lauschen, welche des Daseins harte Nothdurft befriedigt, und da überhören sie leicht das stille Weinen eines müden Söhnchens: „Vatter! Vatter!"

— — — — — — — — — — — — — —

Flink fährt dem Musiker draußen vor dem Thore der Fiedelbogen über die Saiten, seine Geige jauchzt in Walzertakten und die Füße der Tanzenden stampfen; fort fliegen seine Gedanken zur Stadt, an das Gitterfenster . . . Die Nacht sinkt herein. Was werden die Kinder beginnen? Müde, hungrig, nach dem Lager sich sehnend? . . . Er will fort . . . „He, Musikanten, noch einen Walzer! hier ist Geld" . . . Soll er die goldene

Ernte im Stich lassen? Die Kinder kosten viel und der Verdienst ist so gering ... Gut, noch einen Walzer ... und dann noch eine Polka ... und dann noch einen Ländler ... und ... und der kleine Blondkopf raunzt sehnsuchtsvoll weiter.

Dem Franzl, der wohlgemästet seinen eigenen Gedanken nachhängt, ist das lästig. Er behauptet, daß die Taube, welche dort unten auf dem Simse sitzt, so schön singe, aber über dem Raunzen des Kleinsten könne man es nicht hören; den Einwurf des Aeltesten, daß die Tauben nicht singen, weist er verächtlich zurück und im Eifer, ihn zu überzeugen, herrscht er nochmals den Blondkopf an, stille zu sein, und da dieser sich nicht an den Befehl kehrt, erhebt Franzl die Hand und schlägt zu. Aus dem stillen Greinen wird ein helllauter Jammer, der den Aeltesten so aufregt, daß er nach Franzl derb hinhaut; Franzl drischt zurück, ein Zweikampf entbrennt, der mit der Niederlage des Anstifters endet. Nun nimmt sich der Aelteste voller Zärtlichkeit des Jüngsten an, er kauert nieder, drückt das blonde Köpfchen in seinen Schoß, streichelt liebevoll die thränennassen Wangen und beginnt, ihm eine Geschichte zu erzählen. Der Kleine lauscht aufmerksam der hundertmal gehörten Weise, hie und da hebt noch ein ersticktes Schluchzen die junge Brust, die müden Augen schließen sich allmählich und in den nächsten Minuten hat der Balsam Schlaf all die Pein in diesem kleinen Körper gelindert. Der Aelteste aber erzählt fort; er spinnt die Historie für sich aus und blickt dabei über

die Dächer in den Sternenhimmel. Droben wird es licht und lichter und plötzlich lugt der Mond mit einem Silberrande über die schwarze Kante und macht den Knaben verstummen; dort in jenes weiße Gestirn hat der Kinderglauben die blasse Mutter versetzt, und mit angestrengtem Blick starrt er in die weiße Fläche, um das liebe Antlitz zu entdecken — bis auch ihm der Schlaf die Lider hinabdrückt.

Franzl hat sich im Trotz des Besiegten hingesetzt, läßt die Füße ins Leere baumeln und drückt den Kopf zwischen zwei Gitterstäbe. Ein beleuchtetes Fenster tief unter ihm erregt seine Aufmerksamkeit; er sieht in eine Stube mit einem wohlbedeckten Tische. Dort wird gegessen. Er ißt gierig mit, leider nur mit den Augen und hütet sich, seine Brüder darauf aufmerksam zu machen, sie könnten am Ende auch verlangend hinsehen. In dieser Stellung schläft er ein und träumt noch von den guten Sachen, denn er schnalzt von Zeit zu Zeit mit den Lippen . . .

Gegen zehn Uhr kommt das kinderlose Ehepaar, das dem Gitterkäfig gegenüberwohnt, heim. Wie die Frau ans Fenster tritt, entfährt ihr ein Ruf des Schreckens, und mit zitternder Hand macht sie über jedes der Kinder aus der Ferne ein Kreuz. Lange steht sie dort und betrachtet die blassen Gesichter, auf die das Mondlicht krankhafte Tinten gießt.

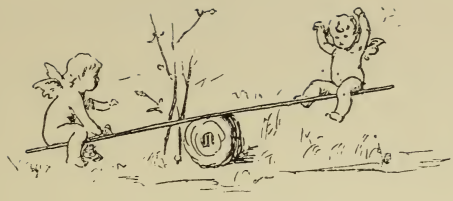
„Arme Hascherln", murmelt sie endlich.

Ja, gute Frau, so sieht der Maiensonntag der armen Hascherln aus.

Zwei Geschichten vom kleinen Rudi.

Von

Balduin Groller.



I.

Rudi wird photographirt.

Wenn sich's noch um's Zahnreißen gehandelt hätte, dann allerdings, aber so —!

Herr G. hatte die großartige Idee gefaßt, seinen dreijährigen Rudi photographiren zu lassen, und zwar sollte davon seine vortreffliche Gattin, Rudi's Mama, vorher nichts wissen, sie sollte mit dem Bilde zu ihrem Geburtstage überrascht werden.

Das war nun so eine Sache!

Rudi auf so eine Expedition mitnehmen, ohne daß die Mama dabei war, die Einzige, die sich in allen Lebenslagen mit dem trefflichen Knaben Rudolf zurecht zu finden wußte, deren Pflicht es wenigstens war, alle Sorgen allein zu tragen, wenn sich im Verkehre mit ihm irgend welche unerwartete Zwischenfälle ergaben — es war doch ein recht bedenkliches Unternehmen. Diese Ansicht hegte wenigstens die schöne Tante Cäsarine, die Herr G. doch vorher streng im Vertrauen zu Rathe gezogen hatte. Sie hatte zwar das Recht, von der Behandlung kleiner

Kinder nichts zu verstehen, denn sie war noch unvermählt, aber sie hatte sich doch schon, ohne daß sie dazu verpflichtet gewesen wäre, wie wir ohneweiters zugeben wollen, im Hause G. eine gewisse Praxis darin erworben. Schon die ganz kleinen Mädchen müssen etwas haben, was sie bemuttern können, das Muttergefühl regt sich außerordentlich früh, und darin steckt die metaphysische Begründung für den durch alle Jahrhunderte sich in unverwelklicher Frische erhaltenen Reiz des Spieles mit der Puppe für kleine Mädchen; wie also erst, wenn eine ausgewachsene junge Dame es mit einer lebendigen Puppe, mit einem wirklichen, zappelnden kleinen Bengel zu thun kriegt; und noch dazu mit einem wirklichen lieben Kerl, wie wir ja sagen dürfen, ohne unserem Rudl gar zu sehr zu schmeicheln. Also die schöne Tante Cäsarine war in dieser Affaire immerhin eine Autorität, aber die oberste Instanz, die Mama, war sie ja doch nicht, und sie trug gerechte Bedenken, ob sie in allen Stücken und immer der Situation werde gewachsen sein.

Ja, wenn es zum Zahnarzt hätte gehen sollen, dann wäre die Sache leicht gewesen! Rudi's älterer Bruder Béla, der Kürze halber gemeiniglich nur Beludschistan genannt, hatte nämlich kurz vorher sich einen Zahn reißen lassen müssen, und weil er sich bei der Operation so tapfer gehalten hatte, wurde er nach derselben zur Belohnung zu einem Zuckerbäcker mitgenommen, wo ihm ein „Gefrornes" bestellt wurde und noch dazu ein Ganzes und zu alleiniger Nutznießung, ohne daß er hätte theilen

müssen. Wenn es sonst zu Hause einmal so Leckereien gab, da mußte er doch immer mit Rudi theilen — na, und das — die brüderliche Zärtlichkeit in allen Ehren — die wahre Liebe ist das doch nicht. Also ein ganzes „Gefrornes", Erdbeer und Vanille, es war großartig, und man kann sich denken, mit welcher Renommage Beludschistan von der Begebenheit zu Hause erzählt hat.

Seit jener Zeit malträtirt Rudi das ganze, sonst so friedliche Haus G. mit seinem heißesten Wunsche: „Rudi auch Zahn reißen!" Er fühlt instinctiv — daß die Geschichte weh' thut, weiß er noch nicht — daß es als ein Symptom von ganz besonderer Bravheit aufgefaßt werden muß, wenn sich Jemand bereit erklärt, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, aber er ist doch ein großer Schuft, ich kenne ihn ganz genau, und wenn er vom Zahnausreißen spricht, so meint er doch nur das Gefrorne, und zwar Erdbeer und Vanille.

Tante Cäsarine hatte demnach alle Ursache, es für ein einfacheres Unternehmen zu halten, Rudi zum Zahnarzt zu schleppen, als zum Photographen, zumal da man bei dem letzteren Unterfangen doch nie wissen könne, wie es ausgehen werde, und zumal wenn die Mama nicht dabei ist. Sie kannte unseren Freund Rudi eben auch. Papa G. setzte aber ihren Bedenken den sehr berechtigten Einwand entgegen, daß Rudi's Zähne durchaus tadellos seien, und daß man doch damit nicht der Mama eine Geburtstags-Ueberraschung bereiten könne, daß man dem Rudi einen gesunden Zahn ausreißen lasse. Ueberhaupt,

meinte er, mache man mit dem Rudi zu viel Geschichten und die Tante Cäsarine sei da mitschuldig; das mache die Frauenzimmerwirthschaft im Hause, die Mama, die Großmama, die Tante Cäsarine, alle sehen sie Rudi als die erste Person im Hause an, und das merkt er natürlich und tyrannisirt alle Welt. Es muß ihm — Herrn G.'s Ansichten sind von tiefer pädagogischer Weisheit erfüllt — das Bewußtsein beigebracht werden, daß das Weltall sich nicht um seine werthe Person drehe.

Tante Cäsarine wollte Herrn G. nicht reizen und versicherte, daß das gewünschte Bewußtsein dem Rudi beigebracht werden solle. Im Stillen, ganz im Stillen dachte sie sich aber doch, das die Männer in gewissen Dingen furchtbar dumm seien. Also daß mit dem gewissen Bewußtsein wird besorgt werden, aber um auf den vorliegenden Fall zurückzukommen, so sei er doch ein schwieriger.

Herr G. lächelte überlegen, mit wohlwollender Ueberlegenheit. Die Frauen sind doch wirklich merkwürdig; wie sie sich vor so einem kleinen Menschen fürchten! Der Bursche muß; er hat Ordre zu pariren, fertig! Tante Cäsarine machte erschrockene Augen, insbesondere da nun Herr G. seine Stentorstimme ertönen ließ:

„Rudl!"

Rudi kam hereingetrippelt.

„Magst mit zum Photographen gehen?" lautete die in sehr energischem Tone an ihn gerichtete Frage.

„Ja, Papa, er will!"

Rudi spricht noch immer in der dritten Person von sich.

Nun, Du siehst!" sagte Herr G. lächelnd zu Tante Cäsarine. „Man muß mit ihm nur im richtigen Tone zu reden verstehen. Wenn ich nur Zeit hätte, mich ihm mehr zu widmen! In vierzehn Tagen sollte aus ihm der fügsamste, bravste kleine Mensch auf der Welt werden. Ihr habt Alle zusammen keinen Dunst von der richtigen pädagogischen Behandlung. Also auf! Die Gelegenheit ist günstig!"

Die Gelegenheit war in der That günstig. Madame G. hatte von einer Freundin, die es wieder von einer anderen Freundin hatte, in Erfahrung gebracht, daß der Wein im Vorjahre in Italien so außerordentlich gediehen sei, daß in ganz Italien nicht Fässer genug waren, um den Wein zu bergen, und daß man deshalb mehr als die Hälfte habe wegschütten müssen. Gute Hausfrauen erfahren immer so interessante Räubergeschichten! Nun, und in Folge dessen sei furchtbar viel exportirt worden, und auch in Wien habe sich irgendwo vor der Linie eine Niederlage aufgethan, wo der Liter um 29 Kreuzer verkauft werde. Ich bitte Sie, — der Liter um 29 Kreuzer! Und was das für ein Wein ist! Der rothe ist „blutbildend", und der weiße, der nun gar, das ist ein „schmecketer" Wein!

Ja so, meine liebe norddeutsche Freundin, die Sie sich für diese Sache gewiß auch ungeheuer interessiren, Sie wissen nicht einmal, was ein „schmecketer" Wein ist?

Sie wissen, was schmecken heißt? Ja. Falsch; Sie wissen es nicht; setzen Sie sich. Schmecken heißt riechen, und ein schmecketer Wein ist der aus den aromatischen Muscatellertrauben gezogene.

Um diesen Wein ausfindig zu machen, war Madame G. um die Wege. Bis die zurück kam, konnten Generationen, geschweige denn ein Rudi, photographirt werden.

„Also los!" meinte Herr G., aber so geschwind ging die Sache doch nicht. Zunächst hielt es Tante Cäsarine für geboten, auch noch Großpapa und Großmama zu dieser Expedition mitzunehmen, um nicht die ganze Last der Verantwortung auf ihre Schultern zu laden, die übrigens von tadelloser, architektonischer Wölbung waren.

Die Großmama hat die reichste Lebenserfahrung und sie erklärt, daß, bevor man zum Photographen geht, man erst gewaschen, gekämmt und frisch angezogen werden müsse. Rudi hörte diese sonderbare Ansicht und rennt davon. Es ist unglaublich, was die großen Leute manchesmal für Ansichten haben! Er war doch schon einmal an dem Tage gewaschen, gekämmt und angezogen worden. Da könnte Jeder kommen, sich das noch einmal anschaffen; das wäre schön! Rudi verschwindet also mit großer Vorsicht und bedeutender Geschwindigkeit. Die auf dem Platze zurückgebliebene feindliche Schaar der Großen hält Kriegsrath und beschließt einmüthig, daß es in der That nöthig sei, Rudi vorher zu waschen und zu kämmen, Tante Cäsarine wird entsendet, um den Flüchtling stellig

zu machen. Sie entledigt sich ihrer Aufgabe mit hoher diplomatischer Kunst, aber schrecklicher Verhöhnung aller pädagogischen Grundsätze. Wenn Herr G. alle die lügenhaften Vorspiegelungen gehört hätte, mit welchen Rudi da gelockt wurde, gehört, wie ihm da Himmel und Erde versprochen wurde, er wäre einfach aus der Haut gefahren. Denn sein Erziehungsprogramm ist ein ebenso kurzes, wie klares und wohldurchdachtes. Nach demselben heißt es: Rudl, Du mußt Dich waschen lassen! Und da darf es keine Macht der Erde geben, die da hindernd eingreifen dürfte. Das muß durchgesetzt werden, und Rudl hat sich unbedingt zu fügen. Das ist die weitausblickende Erziehungskunst, Tante Cäsarine hatte aber nur den zunächst liegenden Zweck im Auge und begann daher, sich Rudi gegenüber, der sich im Kinderzimmer verschanzt hatte, aufs Parlamentiren zu verlegen. Sie versprach Rudi eine goldene Eisenbahn, in welche er sich selber sollte hineinsetzen können, und die dann von selber laufen würde, und als auch die Eisenbahn noch nicht genug zog, da versprach sie ihm ein Gespann von zwei wirklichen Eseln. Zwei wirkliche Esel! Darüber ließ sich reden.

Rudi kam nun aus seiner Verschanzung hervor und zeigte sich nicht abgeneigt, auf das Geschäft einzugehen, nur stellte er noch einige unannehmbare Bedingungen. Die Esel sollen zuerst in sein freies Eigenthum übergehen und dann erst werde er sich waschen lassen. Auf solche Bedingungen kann kein Parlamentär eingehen, und so verlangte Rudi, daß die Esel wenigstens erst zur Stelle

geschafft werden sollten, dann wolle man weiter sehen, und er ließ durchschimmern, daß er dann vielleicht, früher aber ganz gewiß nicht, bereit sein werde, für Tante Cäsarine ein Uebriges zu thun. Plötzlich ward aber Rudi inne, daß seine Situation sich wesentlich verschlechtert habe. Denn im eifrigen Parlamentiren hatte ihn Tante Cäsarine, ohne daß er die Kriegslist bemerkt hätte, wieder in den Kreis der Großen hineingelockt. Das nun wahrnehmend, wendet er sich wieder zur Flucht, aber ein donnernder Zuruf des gestrengen Papas bannte ihn auf den Fleck, auf dem er eben stand. Und nun kam ein kritischer Moment. Rudi machte ein Krickerl.

Meine liebe Freundin, Sie wissen auch nicht, was ein Krickerl ist? Die Sache ist mir sehr genau bekannt, aber meine Erklärung ist nur eine Hypothese; sie kann richtig, sie kann aber auch falsch sein; jedenfalls genügt sie, die Sache zu erläutern: Krickerl dürfte wahrscheinlich von Krücke abzuleiten sein. Eine kleine Krücke ist ein Krückerl; der Griff am Spazierstock, wenn er abwärts gebogen ist, die kleinen Hörner des Rehbocks oder der Gemse sind Krückerln oder Krickerln. Wenn nun ein Kind in dem Augenblicke, bevor es zu einer großartigen Heulerei übergeht, die Mundwinkel nach abwärts zieht, und der unbetheiligte Zuschauer noch nicht weiß, ob nun die große Plazerei wirklich beginnen oder das Kind sich doch noch „derfangen" und einen rühmlichen Sieg in der Kunst der Selbstbeherrschung feiern wird, dann macht es eben ein Krickerl. Das Phänomen ist immer nur auf

einen flüchtigen Moment wahrzunehmen, und von den deutschen Genremalern ist es nur Benjamin Vautier, der es künstlerisch festzuhalten und treu wiederzugeben vermocht hat.

Also das Krickerl war da, und der Moment war ein kritischer. Denn das sah auch Herr G. bei all seiner pädagogischen Ueberzeugungstreue ein: Wenn der Bengel jetzt anfängt zu heulen, dann kann man ihn nicht photographiren. Ein verweintes Gesicht mit geschwollenen Augen — Madame G., seine blonde Hausehre, hätte sich für ein solches Geburtstags-Geschenk schönstens bedankt. Es galt also rasch zu handeln, und der große Pädagoge rief plötzlich laut:

„Rudi wird nicht gewaschen, ich erlaube es nicht!"

Augenblicklich war der Sonnenschein da, und Rudi fand im Stillen gewiß, daß sein Papa doch ein Ehrenmann sei. Der geehrten Gesellschaft der Großen erläuterte Herr G. als Ergänzung zu seinen pädagogischen, nun auch seine ästhetischen Ansichten. Es sei überhaupt ein Unsinn, sich für den Photographen erst besonders herzurichten. Die Bilder könnten nur gut werden, wenn man sich aufnehmen lasse, wie man im Werktagsleben sei. Er wolle gar keinen geschniegelten Rudi, er sei am allerschönsten so, wie er zu Hause sei, und es wäre sogar ein Fehler, ihn erst steif herauszustaffiren. Ob er nicht Recht habe?

Natürlich hatte er Recht, und man brach sofort auf; Rudi kreuzfidel, daß er so mit fortgehen durfte,

was ganz gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Mama da mit dreinzureden gehabt hätte, obschon sich Rudi in seinem rothen Sammt-Ueberzieher und seinem rothen Sammt-Barett wirklich ganz anständig ausnahm.

Man war in der Woche vor Ostern und ein prächtiges Frühlingswetter veranlaßte Herrn G. vorzuschlagen, daß man zu Fuße gehen solle. Tante Cäsarine und Großmama nahmen Rudi in die Mitte, und Herr G. unterhielt sich mit dem Großpapa. Im Eifer des Gespräches hatten die beiden Herren nicht gleich bemerkt, daß der andere Theil der Expedition etwas zurückgeblieben sei. Als sie sich dann umsahen, bemerkten sie, daß die Großmama und Tante Cäsarine eine spanische Wand bildeten, hinter welcher Rudi einen Wunsch zu befriedigen hatte. Rudi that, was er mußte, aber ohne persönliche Antheilnahme an der Verrichtung, er schwatzte dabei so fröhlich in den Tag hinein, als ginge ihn die ganze Geschichte, mit der er eben beschäftigt war, gar nichts an, so daß er schließlich ermahnt werden mußte, bei der Sache zu bleiben. Rudi war ein Ausbund von Bravheit, er folgte schön aufs Wort und trippelte dann vergnügt weiter.

Herr G. war dennoch schon über die erste Störung etwas ungehalten. Der Junge sei doch jetzt schon groß, und es wäre durchaus nicht nöthig, daß er einem noch immer solche Scherereien mache. Großpapa wiegelte ab; er lebte der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Erde kein zweites in jedem Betracht so liebes und gutes Kind trage wie unseren Rudi. In stillen Stunden war dies

sein ausschließliches Gesprächsthema mit der Großmama, die ganz derselben Ansicht war, und die Beiden bildeten eine heimliche Liga gegen das würdige Ehepaar G., das mit einem so ausgezeichneten kleinen Menschenkinde offenbar zu hart und lieblos verfahre.

Eine weitere Stockung ergab sich, als Rudi das prachtvolle Schaufenster eines Zuckerbäckerladens entdeckt hatte. Nun stand er festgebannt vor demselben und betrachtete mit jubelndem Entzücken die dort ausgestellten wundervollen Ostereier und Osterhasen. Die Versuche, ihn da wegzubringen, betrachtete er als direct feindselige Angriffe, und die Großmama, die ihn sanft wegziehen wollte, schlug er einfach auf die Hand. Er blieb fest stehen in seligem Anschauen verloren, und zu der Freude des anfänglich wunschlosen Schauens gesellte sich bald die Begierde. Noch sagte er zwar nichts, aber er zeigte mit dem Fingerchen auf einen ganz besonders schönen Osterhasen. Großpapa, Großmama und Tante Cäsarine waren sehr in Sorge, wie Herr G. die Sache aufnehmen werde; wenn er nicht dabei gewesen wäre, sie hätten schon gewußt, was da zu thun sei, aber er hat ja so seine eigenen Ansichten. Ein Kind ist ein Kind, und man kann einem Kinde nicht Alles verbieten und Alles verweigern.

Die Mama ist gerade so, warum soll denn der Rudi nicht einen Osterhasen haben?

In Herrn G.'s Brust tobte ein kurzer, aber schrecklicher Kampf, dann nahm er seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in den Laden und kaufte ihm den ge-

wünschten Osterhasen. Der kostete nur fünf Gulden; die Zuckerbäcker sind so furchtbar billig mit ihren ganz unbrauchbaren Sachen! Herr G. hatte sich das Opfer abgerungen, weil er von Rudi ein freundliches Gesicht haben mußte, aber das Eine ist sicher: nie mehr wird er sich in solche Unternehmungen einlassen! Wenn die Mama ihren Buben photographirt haben will, dann soll sie ihn nur selber führen. Ein Glück war es nur, daß nicht auch Herr G. photographirt werden sollte: er hätte das unumgänglich nöthige freundliche Gesicht nicht mehr aufzubringen vermocht.

Stolz wie ein Schauspieler, dem ein Fürst die Hand gedrückt, und glücklich, wie eine Dichterin, die ihr erstes Gedicht bei einer wohlwollenden Redaction angebracht hat, zog Rudi, seinen Osterhasen im Arm, des Weges daher.

Es war ein wunderschöner Tag. In ganz Wien gab es vielleicht überhaupt nur eine einzige Pfütze, aber in diese Pfütze fiel Rudi sammt seinem Osterhasen hinein. Das auch noch! Herr G. blies von sich und pfiff, weil er nicht wußte, wie er sonst seinem Aerger Luft machen sollte. Großmama, Großpapa und Tante Cäsarine machten sehr erschrockene Gesichter. Und nicht nur auch das noch, o nein! Herr G. mußte sogar noch sehr fröhlich thun und Rudi, der nicht übel Lust zu haben schien, jetzt als neue Programmnummer eine herzbrechende Heulerei einzulegen, versichern, daß das gar nichts mache, daß Alles nur Spaß und sehr lustig sei, wirklich sehr komisch.

Wenn aber die Photographirerei vorüber ist! dachte Herr G. bei sich und er mußte so einen Gedanken haben, der ihm einen tröstlichen Ausblick aus seiner jetzigen ingrimmigen Stimmung bot.

Rudi — Großpapa hat doch Recht, er ist ein musterhaftes Kind — Rudi zeigte sich bereit, die Katastrophe von der leichten Seite zu nehmen und also nicht zu heulen. Die anwesenden Damen der Familie beschäftigten sich damit, ihn rein zu machen, so gut es ging, und dann wurde weiter marschirt, bis man endlich glücklich beim Photographen anlangte.

II.

Beim Photographen läßt sich die Geschichte gar nicht schlecht an.

„Ist der Rudi brav?“ fragt Herr G. mit einer Liebenswürdigkeit, die ihm nicht ganz vom Herzen kommt.

„Er ist brav!“ versicherte Rudi mit ernsthafter Wichtigkeit, die jeden Zweifel an seine Worte ausschließt.

„Na, dann legen Sie los, Herr Angermeyer!“ sagt Herr G. aufmunternd zum Photographen.

Dieser zeigt sich ganz unbesorgt. Er hat eine große Praxis in der Aufnahme von Kindern, und die Bilder seien stets vortrefflich gelungen. Großpapa und Großmama fühlen, wie ihnen ein Stein vom Herzen fällt. Wenn es bei anderen Kindern auch geht, von denen

doch anerkanntermaßen ganz gewiß keines dem Rudi auch nur das Wasser zu reichen vermag, dann haben wir ja heute etwas geradezu Großartiges zu erwarten. Großmama bemüht sich meuchlings und ohne daß Rudi dessen inne würde, ihm das Haar mit der Hand etwas in Ordnung zu bringen. Als sie ihm dann aber ebenso meuchlings mit einem angefeuchteten Taschentuch über das Gesicht fuhr, um die letzten Spuren seines Sturzes auf der Straße wegzubringen, da wäre es doch beinahe zu einem ernsten Zerwürfniß gekommen. Denn obschon sie versicherte, daß Alles nur Spaß sei, zeigte sich Rudi doch nicht geneigt, auf solche Späße einzugehen, wie es denn überhaupt gewisse Dinge gibt, in welchen er keinen Spaß versteht, und dazu gehört das Waschen, beziehungsweise das Gewaschenwerden.

Rudi wird nun auf einen großen Sessel gesetzt, wo er ruhig sitzen zu bleiben hat, und der Photograph verschwindet, um seine nöthigen Sachen zur Stelle zu schaffen. Rudi sitzt mit musterhafter Geduld da, nur findet er, gerade als der Photograph wieder eintritt, daß es nun genug photographirt sei.

Allgemeines Entsetzen und Protestiren! Jetzt soll es ja erst losgehen, aber Rudi hat doch schon genug und er will nun wieder fort!

Ah, das geht nicht! Mit den scharfsinnigsten Vernunftgründen sucht man Rudi von allen Seiten zu überzeugen, daß ein wahrhaft edler Mensch jetzt noch nicht ans Fortgehen denken, sondern sich erst schön ruhig

photographiren lassen würde. Also gut, Rudi läßt sich noch einmal auf den großen Sessel hinsetzen, und der kundige Photograph beginnt seine Künste spielen zu lassen. Er kräht wie ein Hahn, miaut wie eine Katze, dann schwingt er, während er den Kopf unter dem schwarzen Tuch hält, um zu visiren, und das Bild „einzustellen" und während er mit der Rechten die Plattencassette zurückschiebt, mit der Linken einen gestrickten Wurstel, so einen Polichinell mit Glöckchen. Dem Photographen wird es ganz warm bei der Arbeit, aber der Zweck ist wenigstens nicht verfehlt; Rudi unterhält sich ganz gut dabei.

Der kritische Moment kommt immer näher, und um Rudi in guter Stimmung zu erhalten, beginnt der Photograph ein sinniges Spiel. Er hat immer noch unter dem schwarzen Tuch zu thun; wenn er nun den Kopf hinuntersteckt, so ruft er „Guck, guck!" und wenn er wieder zum Vorschein kommt, ruft er fröhlich „Da, da!"

Auf dieses Spiel nun hätte sich der Photograph nicht einlassen sollen. Rudi fand nämlich, daß das wirklich ein ganz annehmbares Spiel sei, bei dem man bleiben könne, aber es soll dann auch ordentlich gespielt werden. Er klatschte vergnügt in die Hände, wenn der rothe Kopf des Photographen, dem schon die Schweißperlen auf der Stirn standen, zum Vorschein kam, verlangte dann aber noch zahlreiche Wiederholungen, die der Photograph eigentlich ursprünglich nicht auf sein Programm gesetzt hatte. Und nicht genug an dem, Rudi wollte nun, daß es wie bei jedem Spiele ehrlich zugehen müsse, und daß daher

der Photograph und er mit den Rollen tauschen sollten. Jetzt wollte er einmal unter das schwarze Tuch kriechen, und der Photograph, der sollte sich jetzt nur selber schön auf den großen Sessel hinsetzen.

Herr G. war über diesen Vorschlag sehr entrüstet, und wenn er jetzt nur nicht so dringend angewiesen gewesen wäre auf das verfluchte „freundliche Gesicht", so hätte er seinem ungerathenen Sohne schon gezeigt, wie so dumme Ideen auf sehr einfache Art zu vertreiben seien, so aber blieb, da alles Unterhandeln nichts nützen wollte, nichts Anderes übrig, als auf Rudi's Wunsch einzugehen. Der Photograph setzte sich auf den großen Sessel, und für Rudi wurde zu dem Apparat ein Rollstuhl hingeschoben, damit er sich auf diesen stellen und von dort aus das schöne Spiel spielen könne. Den Ueberwachungsdienst bei dem schwarzen Tuche hatte Herr G. persönlich übernommen, er muß es aber doch dabei versehen haben. Denn nach wenigen Augenblicken lagen der Apparat, das schwarze Tuch, der Rohrsessel, Rudi und Herr G. mit in einem Knäuel auf der Erde.

Herr G. hatte sich also doch überschätzt. Rudi ist nicht leichter zu halten als ein zappelnder Fisch, und so ein windiger Apparat, mit dem dreibeinigen Stativ ist auch leicht aus dem Gleichgewicht gebracht. Als nun Rudi so neben seinem Papa auf der Erde lag und inne ward, daß die erwarteten „Wichse" sich nicht sofort einstellten, da nahm er die Geschichte von der leichten Seite. Sich so auf der Erde herumzukugeln, war doch auch sehr

hübsch und vielleicht noch hübscher, als das „Guck guck"-Spiel.

Der Photograph besah sich den Schaden; er war nicht der Rede werth. Gebrochen war nur eine Stütze des Stativs, das Objectiv und die Platte. Für 15 Gulden ist die ganze Sache wieder zu richten, bemerkte er tröstend zu Herrn G., der förmlich nach Luft schnappte, weil er auch jetzt noch nicht den Bengel von einem Sohne durchhauen durfte. Er erwog aber ernstlich im tadellosen Gemüthe, ob er ihn nicht doch durchhauen solle. Es ist wahr, Madame G. wird eine große Freude mit der Photographie Rudi's haben, aber andererseits wäre es auch ihm jetzt ein hoher Genuß, Rudi durchprügeln zu dürfen, und so stand Freude gegen Freude, — welcher sollte man da den Vorzug geben? Herr G. beschloß, ein edler Mensch zu sein und dieses Mal der Gattin die Freude zu lassen, und so kam Rudi ungewichst davon.

Es wird ein anderer Apparat gebracht, und nun übernimmt die Großmama die Leitung des Unternehmens. Sie ist ja doch die schlaueste von Allen. Durch ein großartiges Lügengewebe bannt sie ihn wieder auf den großen Sessel. Sie versichert ihm, daß, wenn er recht aufmerksam auf den Apparat hinschauen werde, dort im geeigneten Moment sein bester Freund, sein liebes herziges Pintscherl, herausspringen werde. Die Unterhandlungen über dieses Pintscherl, das er gleich haben möchte, zogen sich in die Länge, und der Photograph hatte Zeit, seine Sachen wieder herzurichten.

Endlich ist Alles in Ordnung, und Rudi braucht nur noch angeschraubt zu werden, sein Kopf wenigstens, das ist unerläßlich. Anschrauben läßt sich aber mein Freund Rudi nicht. Der Photograph, der da hinten an seinem Kopf herumschrauben will, kriegt eine ganz gehörige Ohrfeige, und die Großmama, die auch interveniren will, wird auf die Hand geschlagen. Das findet selbst der Großpapa etwas stark, und Herr G. stürzt wüthend herbei. Es ist ein gefahrvoller Moment, die Atmosphäre ist pulvergeschwängert. Herr G. ist schon blaß vor Zorn — der wird in seinem Leben keine Rudi's mehr zum Photographen führen! Großpapa hat auch schon die Geduld verloren, Tante Cäsarine ist verzagt, und nur die gute Großmama zeigt sich noch immer der Situation gewachsen. Sie hat die Schraube doch richtig herumgedreht, und in Anbetracht dieses Umstandes beschließt man, allerseits sich noch einmal zu mäßigen.

Nun könnte es eigentlich losgehen, wenn Rudi sich jetzt nicht auf eine andere Stellung capriciren würde. Herr G. ist die Beute einer maßlosen Erbitterung und er überlegt, ob man den Kerl nicht festbinden solle, auf alle Gefahr hin, das Bild möge ausfallen, wie es wolle. Die Großmama beschwichtigt auch Herrn G., sie findet, daß die Sache ganz gut im Zuge sei und stellt sich neben den Apparat, und markirt mit vormärzlicher Anmuth einen schottischen Fackeltanz, um Rudi's Aufmerksamkeit ganz zu fesseln.

Der schottische Fackeltanz gefällt ihm ganz gut, aber — der Großpapa soll auch tanzen. Der Groß-

papa beginnt sofort auch zu tanzen. Die Tante Cäsarine soll auch tanzen. Tante Cäsarine tanzt auch. Rudi hätte noch einen Wunsch, aber er traut sich nicht recht heraus. damit. Man versteht. Papa G. soll auch tanzen. Und Herr G. in einer Stimmung, daß er den Ocean vergiften könnte — er tanzt auch.

Jetzt ist Alles gut, nur der Mann soll dort weg! Der Photograph soll weg, die wichtigste Persönlichkeit! Herr G. schluckt in seiner Wuth, aber er tanzt. Da kommt dem Großpapa im entscheidenden Moment die rettende Idee. Er illustrirt den schottischen Fackeltanz durch ein wildes indianisches Kriegsgeheul; die Großmama stimmt mit ein, so auch Tante Cäsarine und schließlich auch Herr G., der sich so wenigstens Luft machen und sich dabei der tröstlichen Vorstellung hingeben kann, daß er jetzt bald Jemanden scalpiren darf.

Es geht zu wie in einem Narrenthurm, und das macht den kleinen Missethäter auf dem großen Sessel doch so perplex, daß der Photograph endlich den Verschluß vom Objectiv abnehmen kann. Jetzt geht's los! Tanz und Gesang werden immer wilder und leidenschaftlicher, bachantischer, mänadischer, betäubender. Fertig! Der Narrenthurm ist wie weggeblasen, und wir haben es wieder mit einer Gruppe vernünftiger, civilisirter Menschen zu thun, und nur Rudi wünscht eine Wiederholung der Vorstellung.

Der Photograph verschwindet mit der Platte in die Dunkelkammer. Nach einigen Minuten kehrt er wieder, spitzt den Mund und sagt nichts als: „Großartig!"

Es ist unglaublich, wie dies eine Wort die Stimmung umwandelt. So sind die Menschen; der Erfolg entscheidet. Herr G. küßt seinen Sohn ab und ist ganz stolz auf ihn; er ist ja doch ein braver, prächtiger Bub. Und der Großpapa küßt ihn auch und die Großmama auch und die Tante Cäsarine auch.

Auf dem Heimwege wird dann Rudi nur noch geschwind im Lügen unterrichtet, damit die Mama nicht erfahre, wo sie heute gewesen seien. Rudi ist auch sehr gelehrig, und zu Hause tritt er der Mama mit den Worten ins Zimmer: „Rudi nicht beim Photographen gewesen!“

II.

Rudi, der Gymnasiast.

Der griechische Athlet Milo hat vor mehr denn zweitausend Jahren sich großen Ruhm dadurch erworben, daß er einen vollständig ausgewachsenen, großen Ochsen herumgetragen hat. So ein großer Ochse ist keine Kleinigkeit — und das kann nicht Jeder! Nun fällt aber auch ein großer Ochse nicht vom Himmel, ebensowenig wie ein Meister, und wäre es auch nur ein Meister in der Bewältigung von Schwergewichten. Ein Ochse muß vorher ein Kalb gewesen sein, und in dem Kalbe liegt der Schlüssel des Geheimnisses. Milo hatte damit begonnen, das kleine Kalb herumzutragen. Er trug es täglich auf den Armen und trainirte sich dabei so, daß er es kaum inne wurde, wie es von Tag zu Tag an Gewicht zunahm, und so war unversehens aus dem Kalbe ein — —.

Nein, nicht weiter! Mein armer kleiner Freund Rudi: das hast Du doch nicht um mich verdient, daß ich Deine Entwickelung zum tertium comparationis für solche Vergleiche mache! Aber sieh, mein Freund, wenn wir's

nicht selbst thun, dann thut's ein Anderer, und das ist dann immer schlimmer. Der Vergleich liegt so nahe. Ich habe Dich aus der Wiege gehoben; ich habe Dich auf dem Arm getragen, da Dein Hemdchen aus tief durchdachten Gründen der Zweckmäßigkeit hinten noch offen war, ebenso, als Deine Höschen hinten noch keinen rechten Verschluß hatten — die menschliche Cultur nimmt ihren Gang von hinten nach vorne —, und so trug ich Dich, wie manche der freundlichen Leser und Leserinnen sich erinnern werden, durch verschiedene Entwicklungsstadien hindurch. Ich präsentirte Dich, wie Du lesen lerntest, wie Du zum erstenmale mit Tinte schreiben durftest und wie sie Dich damals heimgebracht haben, und so bist Du uns unter den Händen gewachsen, bist gar Gymnasiast worden und sogar schon Gymnasiast der zweiten Classe.

Eine Regel gibt es, Gott sei Dank, die kaum eine Ausnahme hat, und das ist die, daß alle Vergleiche hinken. Wir werden uns also, mein Lieber, die Geschichte von dem starken Milo nicht zu sehr zu Herzen nehmen.

Ein Gymnasiast! Alle Achtung! Im vollen Ernste und ohne den leisesten Anflug des Spottes oder der Ironie sei es gesagt, ein Gymnasiast ist heutzutage schon „wer"! Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit, sagt unser Freund Horaz. Er hat sich redlich geplagt und gebüffelt nach Noten.

Einem Gymnasiasten sind die Herren Professoren schon verpflichtet, „Sie" zu sagen. Es geht ihnen nicht

immer leicht vom Herzen, und ich habe Kenntniß von einem Fall, daß ein Herr Professor in grimmiger Bitterkeit aus der Tiefe seines Herzens vor der versammelten Classe die geflügelten Worte sprach: Und so einem Esel muß ich „Sie" sagen! Der Fall aber betraf nicht Dich, mein Lieber, und ich wüßte schlechterdings nicht, wie Du mit Deinem sinnigen, klugen Verstande Anlaß zu so einem Herzensschrei geben solltest. Also, sie thun's nicht immer gern, die Herren Professoren, aber sie müssen, das Gesetz verpflichtet sie, und somit nimmst auch Du schon eine gewisse sociale Stellung ein.

Da waren denn meine Bedenken wohl begründet, ob ich denn noch meine Berichte über den kleinen Rudi fortsetzen dürfe. Und — Du mußt schon entschuldigen — dabei waren nicht einmal nur die Rücksichten auf Deine glücklich erreichte, nicht zu unterschätzende sociale Stellung maßgebend, sondern auch künstlerische Bedenken. Und merkwürdig! Du selbst warst es, der mich mit seinem sinnirenden Köpfchen auf diese letzteren Bedenken gebracht hat.

Das trug sich erst vor einigen Tagen zu, und zwar folgendermaßen: Herr und Frau G. vertrauen den kleinen Rudi dem Onkel Groller gern und ruhig an. Es war Sonntag Vormittag, und Onkel Groller und Rudi rücken also los. Es war bitter kalt und windig, und so beschloß man denn, in ein Museum zu gehen. Aber in welches von den beiden? Onkel Groller zog das kunsthistorische vor; denn da war er über und konnte dociren; Rudi

war aber für das naturhistorische; denn da ist er entschieden über, und Onkel Groller kann da nur mit offenem Munde zuhören und staunen, wie viel er von seinem kleinen Begleiter lernen kann. Nur ein Beispiel: Muß der Teufel den Onkel Groller reiten, die Erklärung abzugeben, daß ihm unter allen Muscheln die Seepferdchen die liebsten seien. So eine Bemerkung darf man doch riskiren, und man durfte doch zu der Hoffnung berechtigt sein, mit dieser Ansicht auf einiges Entgegenkommen von Seite des kleinen Rudi zu stoßen. Diese kleinen Wasserungeheuer gleichen ja fast einem Steckenpferdchen, sie haben einen Kopf wie ein Pferd, und der Leib läuft ornamental geschwungen aus — man kann sich nichts Zierlicheres denken und nichts, was der Vorstellung eines kleinen Knaben sympathischer sein könnte; es muß ja die freundlichsten Reminiscenzen wecken.

Und doch hatte Onkel Groller kein Glück mit seiner Bemerkung. Lächeln Sie nicht so überlegen, meine Gnädigste; Sie wissen ja auch nicht, um was es sich hier handelt. Sie wissen es nicht; da nützt kein Protest, ich behaupte und bleibe dabei, Sie wissen es nicht. Der kleine Rudi sieht mich groß an und erklärt mir, daß das Seepferdchen, Hippocampina, keine Muschel, sondern ein Fisch sei. Ich bitte Sie, ein Fisch! Wer hätte sich das denken sollen? Ich könnte nun allerdings einen der mir befreundeten Universitätsprofessoren fragen, aber das ist überflüssig. Denn wenn Rudi etwas behauptet, dann pflegt es auch richtig zu sein, und ich glaube es jedenfalls bombenfest.

Sie werden vielleicht einwenden, daß der Karpfen eigentlich doch ganz anders aussehe als das Seepferdchen, das überhaupt einem Fische gar nicht ähnlich sehe. Darauf erwidere ich: Um so schlimmer für den Karpfen! Denn dann ist vielleicht der Karpfen kein Fisch, und ich kann ihn nunmehr nur noch in dem Falle als Fisch gelten lassen, als es ihm gelingen sollte, eine gewisse Verwandtschaft mit dem Seepferdchen nachzuweisen. Ueber das Seepferdchen aber sind für mich seit Rudi's Ausspruch die Acten geschlossen.

Das war es aber gar nicht, was ich erzählen wollte, obschon ich ein ganzes Buch zusammenschreiben könnte über das, was ich nicht gewußt habe und worüber mir mein kleiner Freund ganz merkwürdig interessante Aufschlüsse zu geben vermochte. Man kommt nur, wenn man von meinem kleinen Freunde spricht, leicht vom Hundertsten ins Tausendste, weil eigentlich Alles, was er sagt und thut, interessant ist. Natürlich nicht für Alle, sondern nur für mich, seinen speciellen Verehrer, aber ich bin es ja, der von ihm spricht, und da werde ich leicht das Opfer.

So fällt mir, obgleich gar nicht hierher gehörig, jetzt ein, was er uns neulich für eine Ueberraschung bereitet hat. Er hatte sich bisher, obschon er gute Anlagen zum Clavierspielen gezeigt hatte, doch immer standhaft geweigert, zu singen. Das Singen gehört in der Schule nicht zu den „obligaten Gegenständen", er ging also nicht ins Singen. Nun hatte sich aber an seinem Gymnasium, es ist ein geistliches, ein Mangel an Chorsängern für

die Kirche herausgestellt. Es wurde also Musterung gehalten und dabei Rudi abgestellt und als tauglich für den Chor behalten. So ging er als „Freiwilliger", weil er mußte. Die Sache hatte ja auch etwas für sich. Auf dem Kirchenchore kann man sitzen, außerdem befinden sich die Chorknaben in gedeckter Stellung, und das Hinauf- und Hinunterstürmen über die Treppe hat doch auch viel für sich. Also Rudi ging ins Singen. Wie er an Allem, was er lernt, eine — wenn ich an meine eigene Jugend zurückdenke — ganz unbegreifliche Freude hat, so kam er bei dieser Gelegenheit auch dem Singen auf den Geschmack, und wenn er nun durch die Zimmer rast, so geschieht es singend. Onkel Groller hält ihm auch da die Stange. Wenn die Kinder in Freude und Lachen und Singen Spectakel machen, dann soll man ihnen nicht wehren, gräßlich ist nur die Heulerei und das zornige Schreien. Madame G., die vielgeplagte Mama, findet allerdings auch Rudi's Indianergesang für gräßlich, und Herr G. ist entweder nicht zu Hause, oder wenn er zu Hause ist, arbeitet er und dann hört er nichts, so daß er auf Rudi's neueste Leidenschaft überhaupt erst durch einen Zufall gekommen ist.

Mama G. wollte nämlich versuchen, etwas System in den Indianergesang Rudi's zu bringen. Sie nahm ihn also vor, und da hat sich etwas sehr Merkwürdiges herausgestellt. Man gab ihm Mendelssohn'sche und Schubert'sche Lieder in die Hand, und der kleine Bengel sang Alles hell und klar und richtig vom Blatt, ja wohl, vom

Blatt! Das hörte sogar Herr G. bei seiner Arbeit, Onkel Groller war natürlich auch dabei und — er will nicht gerade behaupten, daß die G.'s Rabeneltern seien, aber er hatte doch die größte Freude und war am meisten stolz auf „seinen" Rudi unter Allen, die sich da erstaunt ansahen, ohne daß es der kleine Sänger bemerkte.

Aber daß ich weiter erzähle. Auf dem Heimwege aus dem naturhistorischen Museum führte ich ihn an einigen plastischen Kunstwerken auf öffentlichen Plätzen vorbei, um endlich doch auch mein Licht leuchten lassen zu können. Bei den neu aufgestellten marmornen Rossebändigern auf dem Museumsplatze ging's noch gut. Ich konnte ihm doch etwas von der Plastik überhaupt erzählen und von der griechischen insbesondere, von der wir in künstlerischem Sinne ja auch heute noch leben. Ihn freilich interessirten mehr als die großen Gesichtspunkte die Muskeln der Männer und die so deutlich markirten Adern auf den Bäuchen der Pferde. Schon beim Liebenberg-Denkmal ging aber die Sache für mich schief. Ich wollte ihn da auch historisch belehren, es stellte sich aber heraus — es thut mir leid, es bekennen zu müssen —, daß er viel mehr wußte als ich. Und da geschah es auch, daß er mich auf die vorerwähnten Bedenken brachte, ob ich noch über ihn berichten dürfe.

Das Denkmal ist anmuthig aufgebaut. Auf einer breiten Treppenbasis, auf welcher ein eherner Löwe Wache hält, erhebt sich ein sich verjüngender mächtiger Steinobelisk, der von der Figur der Nike gekrönt ist. Am

Fuße des Obelisk halten zwei geflügelte Genien das Porträt-Medaillon Liebenberg's empor. Ich hatte also meine Gründe, bei unserer Unterhaltung den historischen Boden zu verlassen, um mich auf das sicherere kunstkritische Gebiet zu begeben. Wie ihm das Werk gefalle? Sehr gut, erwiderte er, dann fügte er aber sinnend hinzu: „Sag', Onkel Groller, wachsen die Engerln auch?"

Das war eine kritische Frage, wenn auch keine kunstkritische, und mir leuchtete es wie ein Blitz auf, daß der kleine Bursche da über eine außerordentlich treffende Wahrnehmung speculire. Ich wollte der Sache auf den Grund kommen und holte ihn aus.

„Wahrscheinlich," erwiederte ich also vorsichtig, „denn es gibt große und kleine Engel."

„Das weiß ich," sagte er mit Selbstgefühl. „Es gibt ganz kleine, dicke Engel, die Blasengel, und dann wieder große, wie den Erzengel Gabriel. Ein kleiner Engel hätte ja das feurige Schwert gar nicht tragen können, und vor dem hätten sich Adam und Eva gar nicht gefürchtet."

„Na also!"

„Ja, aber ob der Erzengel Gabriel früher ein kleiner Engel war?"

Ich war schon wieder blamirt, ich wußte das nicht.

„Ich glaube," fuhr er fort, „daß die Engel gleich so erschaffen werden, wie sie sind, und daß sie dann so bleiben."

Möglich; ich konnte keine genauere Auskunft geben.

„Warum mußt Du denn das so genau wissen, mein Rudi?"

„Weil ich solche Engel (er meinte die beiden Genien) noch nie gesehen habe. Sie gefallen mir auch nicht."

„Warum denn nicht, Rudi?"

„Weil das Buben sind, wie ich. Es kann doch keine Engel in den Flegeljahren geben. Komm' ich bald heraus aus den Flegeljahren, Onkel Groller?"

Ich schwöre, daß er in diesen Jahren noch gar nicht drin ist.

Erst vor Kurzem hatte ich in einem Aufsatze über ein Schlachtengemälde, dessen Hauptfiguren in Zweidrittel-Lebensgröße vorgeführt waren, die Größe der Figuren beanstandet und ausgeführt, daß, wenn nicht lebensgroße Figuren dargestellt würden, die Phantasie des Beschauers williger zu Hilfe komme und der Künstler die Wirkung des Großen leichter erreiche, wenn er durch die räumliche Kleinheit seiner Darstellung sich mehr von der Wirklichkeit entferne. Die Zweidrittel-Lebensgröße sei der Wirklichkeit zu nahe, und man gewinne deshalb den Eindruck, als seien es Knaben, die da miteinander kämpfen.

So kurz und treffend und schlagend hatte ich aber den wichtigen ästhetischen Lehrsatz nicht formulirt, wie mein kleiner Freund Rudi, den Lehrsatz nämlich, daß es gewisse Formate gibt, die Gott verboten hat, Formate, in welchen nicht gemalt und nicht gebildet werden dürfe.

Nun ist aber Rudi selber so ein Mensch in halber oder Zweidrittel-Lebensgröße. Seine Blasengelzeit ist

längst vorbei; jene schrecklichen Jahre, in deren Mitte er sich fälschlich! bereits wähnt, rücken immer näher. Ich weiß nicht, ob es nicht ein ästhetisches Gebot ist, das Geschäft, über ihn zu berichten, aufzugeben. Dein Format wird nachgerade zu groß, und ich werde wohl von Dir Abschied nehmen müssen, mein lieber Rudi — natürlich nur für die Oeffentlichkeit. Privatim bleiben wir ja doch die besten Freunde, ich hoffe das schon aus eigennützigen Motiven. Denn ich lerne bei keinem Menschen so viel als bei Dir.

Heute aber sind wir einmal bei ihm, und so sei noch Eines über ihn geplaudert. Auf meinem Papier ist noch Platz; das gibt wohl noch eine Spalte oder zwei. So ein Unglückspapier! Ich habe mir nämlich ein neues Manuscriptpapier eingelagert — man dichtet doch furchtbar viel Papier zu Grunde im Laufe der Jahre! — und das hat auch ein Format über Lebensgröße, und dann gibt die Geschichte zum Schluß immer mehr, als sie sollte, und man kommt nicht auf die Kosten.

Also neulich war ich wieder im Hause G. zu Tische. Es war an einem Montag, und Montag ist in diesem Hause ein kritischer Tag. Rudi geht um ein Uhr von der Schule und um zwei Uhr muß der Große, Béla, der Kürze halber auch Beludschistan genannt, schon wieder in der Schule sein. In diese Stunde fällt auch das Mittagessen; es muß ihr also viel abgerungen werden. Man setzt sich zu Tische, ohne Rudi abzuwarten, er kommt denn auch bald und da er auch ein passionirter

Sportsmann ist (richtig Sportsmann! auch das würde noch ein Capitel verdienen!), so erklärt er, daß er trotz des verspäteten Starts sich doch auf seinen großartigen Endspurt verlasse.

Auf einmal, mitten im Essen, legt er den Suppenlöffel nieder und sagt strahlend:

„Heute war's aber lustig in der Schule!"

„So, was hat's denn gegeben?"

„Wir haben die Spinnen gelernt!"

So ein Esel! Klatscht in die Hände und freut sich, als wenn ihm Jemand etwas geschenkt hätte, weil sie heute in der Schule die Spinnen gelernt haben! Nun erfährt Onkel Groller eine Menge des Wissenswerthen über die Spinnen. Er hätte es vorgezogen, wenn diese Erörterungen nicht gerade bei Tische gepflogen worden wären, aber Rudi ist im Zuge — da kann man nichts machen.

Von der Spinne kommt aber dieser Dreiviertel-Mensch auf den Bandwurm, und das ist schon etwas bedenklicher. Leider gibt es von diesem viel interessantere Dinge zu erzählen, als von den Spinnen. Ein Versuch Onkel Groller's, das Gespräch auf die Records im Radfahren zu bringen, mißglückt vollständig. Herr und Frau G. sind solche Themata schon gewöhnt und hören geduldig zu, aber Onkel Groller versucht es doch noch, sich zu wehren. Er ist nämlich, er kann nichts dafür, etwas grauslich, zumal bei Tische. Ein Haar in der Suppe macht ihn nicht gerade unglücklich, aber es verdirbt ihm den Appetit, und ein Haar ist noch lange kein Bandwurm!

Nun lassen aber unglücklicherweise die wissenschaftlichen Plaudereien des Kleinen den Großen nicht ruhen. Der ist schon im Obergymnasium, und da mußten sie leider an dem Tage Anatomie gehabt haben. Sie hatten an dem Tage in der Classe — Rudi weiß sich bei dem Bericht vor Entzücken nicht zu fassen — ein Knie herumgereicht bekommen.

„War noch die Haut daran?" fragt Rudi.

Auf dem Tische stehen Bratwürste mit Sauerkraut. Ich bin kein exaltirter Mensch. Ich sage nicht, daß es nichts Besseres gibt auf der Welt, als Bratwürste mit Sauerkraut, ich sage auch nicht, daß das ein Schlangenfutter sei. Ich bin gerecht und finde, daß Bratwürste mit Sauerkraut, um mich ganz treffend auszudrücken, so gewissermaßen — jupeidia jupeida sind: aber Eines ist unbedingt richtig: für Bratwürste mit Sauerkraut braucht man unbedingt einen robusten Appetit.

„Die Haut von dem Knie war schon abgezogen."

Onkel Groller überlegte, wie das mit der Bratwurst sei und ob er sich doch eine nehmen solle.

„War es das Knie von einem Menschen?"

Beludschistan überhörte Rudi's Frage, um nicht eingestehen zu müssen, daß es nicht ein menschliches Knie gewesen sei. Onkel Groller glaubt, daß er doch eine Bratwurst nehmen könnte.

„Wir haben aber noch etwas viel Interessanteres gehabt!" renommirt der Große wieder.

„Was denn?" fragt Rudi mit leuchtenden Augen.

„Ein Gehirn!"

„Ein Gehirn!" und bei so etwas konnte Rudi nicht dabei sein!

„Von einem Menschen? Ein wirkliches Gehirn?"

„Jawohl; es hat schon gewildelt."

Onkel Groller legt die Vorlegegabel wieder nieder, er braucht keine Bratwurst mehr.

„Geh, erzähl!" bittet Rudi, ganz Feuer und Flamme.

Es wird erzählt. Das Gehirn wurde herumgereicht, bis der Brackl Johann — pardautz! die ganze Bescheerung auf den Fußboden fallen ließ!

Onkel Groller war sich nunmehr schon vollkommen klar über seine Stellung zu den Bratwürsten mit Sauerkraut.

„Wer hat das Gehirn aufheben dürfen?" fragt Rudi fast athemlos vor Eifer.

„Ich!" erklärte mit ruhiger Würde Beludschistan. Allen Ehrenämtern und Ehrenpflichten in der Classe hat der Primus zu genügen.

Onkel Groller hat den größten Respect vor den geistigen Fähigkeiten Beludschistan's, aber er weiß nicht, wie oft er sich im Tage die Hände wäscht.

Die Mahlzeit ist zu Ende; Onkel Groller wünscht, wohl gespeist zu haben.

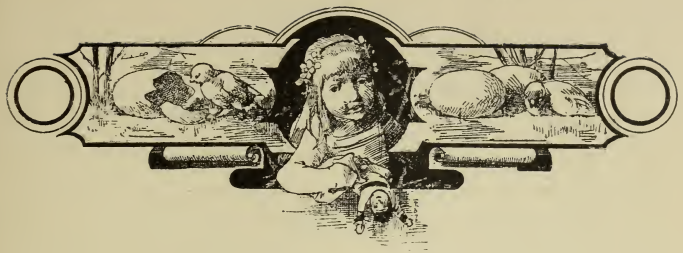
Der Große muß wieder in die Schule und der Kleine läuft ihm über die Treppe nach, um sich die Geschichte mit dem Gehirn noch genauer erklären zu lassen.

So, meine Gnädigste, da hätten Sie wieder einen Bericht über unseren kleinen Freund. Wenn Sie gewisse Unklarheiten plagen sollten über die Blut-Temperaturen der Reptilien oder über die Resultate von Untersuchungen über den horizontalen oder verticalen Schnitt des Mundes bei Thieren, so wissen Sie — ich bin da. Ich habe Alles aus guter Quelle. Auf unseren Rudi dürfen wir uns verlassen.

Das Verſprechen.

Von

F. Groſz.



Das Versprechen.

Unmittelbar nachdem die damals noch ganz kleine Ada zur Welt gekommen war, einigten sich ihre Eltern, Herr Wilhelm und Frau Margaretha Müller, in der Meinung, sie sei das schönste und klügste Kind auf der Welt. Während der ersten vier Lebenswochen der Tochter — es war die erste — sammelten sie so viele und so überraschende Beweise von deren Intelligenz, daß es ihnen gerathen erschien, sich bei Zeiten mit der Zukunft des Kindes zu beschäftigen. Natürlich dürfte Ada nicht auf den gewöhnlichen, landläufigen Weg des weiblichen Geschlechtes verwiesen werden. Dazu war ihre Begabung zu groß. Es wäre schade gewesen, ein fürstliches Geschenk, das die Natur in ihrer reichsten Gebelaune beschert hatte, gedankenlos zu verzetteln. Also Sängerin, Schauspielerin, Malerin, Bildhauerin? Nein, nichts von alledem schwebte dem sorgsamen Paare vor. Ada sollte studiren — studiren wie ein Mann, selbstverständlich Medicin, selbstverständlich an einer Schweizer Universität.

So gescheit Ada war, sie errieth doch nichts von diesen weitgreifenden Plänen, und die Eltern hüteten sich wohl, sie etwas davon merken zu lassen, denn sie hatten sich vorgenommen, in dem Mädchen keine übergroße Eitelkeit zu nähren. So wuchs Ada heran, wie andere Frauenzimmer ihres Alters, unter denselben Freuden und Leiden. Sogar ihre Nahrungsmittel waren dieselben wie diejenigen von Dutzend Kindern, die nicht daran denken dürfen, eine Hochschule zu beziehen... Die Tage kamen und gingen, der erste Zahn stellte sich ein, Ada sagte „Mama" und „Papa" dann „Milchspeise" (das „s" ließ sie aus Sparsamkeit weg, woraus die Eltern schlossen, sie werde nebenbei eine treffliche Hausfrau werden, obwohl sie das eigentlich nicht nöthig hätte), auch den Hund „Caro" lernte sie rufen — das „C" wurde wie „T" ausgesprochen, das „R" gänzlich eliminirt — kurzum, ihre rednerische Befähigung erwies sich Herrn und Frau Müller in ebenso erfreulicher wie unwiderleglicher Weise.

Ehe man sich dessen versah — den Eltern war es in der Seele, als sei Ada ihnen gestern beschert worden — hatte das Kind sich zur großen Dame herausgewachsen. Diese Thatsache wurde an ihrem vierten Geburtstage von den erstaunten Eltern festgestellt. Vier Jahre! Nun hieß es, sich entscheiden! Zürich oder Bern! Und ob die Mutter mit ihr in die Schweiz gehen sollte! Die Obhut Fremder genügt nicht für ein junges Mädchen; es braucht mütterliche Zärtlichkeit, wie die Blume Sonnenstrahlen nöthig hat. Herr und Frau Müller hatten darüber manche

Debatte, aber keinen Streit. Eheleute streiten nie, sie tauschen nur ihre Meinungen aus, die nicht allezeit übereinstimmen. In Gegenwart des Kindes wurde übrigens die wichtige Frage nicht besprochen. Vorderhand vergönnte man ihr, als ahnungsloser Engel mit ihrer Puppe zu spielen, die, wie Jedermann weiß, den Namen „Thekla" führte. Ada liebte vier Menschen: Papa, Mama, Thekla und ihre Bonne Mademoiselle Marguerite, eine Französin, vielmehr eine Schweizerin. Aber das macht nichts. Schweizerinnen, die man in guten Häusern engagirt, sind immer Französinnen... Fragten die Eltern sie: „Wen hast Du lieber, Papa oder Mama?" so antwortete Ada diplomatisch: „Beide". Und ob Thekla oder Mademoiselle Marguerita? Dann vertraute sie den Eltern flüsternd das Geheimniß an: „Thekla! Ihr müßt mich aber nicht verrathen, sonst ist Mademoiselle böse." Die Eltern verriethen sie wirklich nicht, denn sie waren mit Ada befreundet und wollten ihr in den Augen der Leute nicht schaden.

Mit fünf Jahren plauderte Ada wie eine Alte. Sie fing Alles auf, was sie im Gespräche der Erwachsenen zu hören bekam; es war wunderlich, wie richtig sie jede Wendung gebrauchte. Blätterte sie in einem Bilderbuche, und man fragte sie, was sie da thun, so antwortete sie wichtigthuerisch: „Ich lese den neuesten Heyse aus der Leihbibliothek..." Im Elternhause diente eine Magd, die schon die Mutter der Frau Margaretha Müller von ihrer Mutter geerbt hatte. Wie viele Jahre die alte Anna auf dem Rücken trug, das wußte Niemand.

Sie selber gestand es nicht ein. Erkundigte sich Jemand, dann erwiderte sie: „Zwanzig vorüber“, gegen welche Behauptung Niemand etwas einwenden mochte. Anna konnte nichts mehr leisten, hielt sich aber für die Säule der Wirthschaft, und oft erklärte sie, sie würde lieber Hungers sterben, als das Gnadenbrot essen. Zwischen der silberhaarigen Greisin und der jüngsten Müllerin entspann sich ein überaus intimes Verhältniß. Die Eltern waren darob ein wenig eifersüchtig, duldeten die Beziehungen jedoch. Eines Tages kam Ada athemlos in des Vaters Arbeitszimmer, wo Mama eben auch anwesend war, und sagte mit fliegendem Athem: „Denkt Euch nur, das Glück, das große Glück, seit heute weiß ich es, die Anna interessirt sich für mich, ich habe es deutlich gesehen.“ Moral: vor Kindern soll man nicht erzählen, daß Jemand sich für Jemand interessirt . . . Ada verstand es überhaupt, recht drollig zu sein. Heute noch — inzwischen hat sie selber eine kleine Margarethe bekommen, und die alte Anna liegt längst begraben in der Erde — cursirt in der Familie die Ueberlieferung, daß Ada sich leidenschaftlich gerne mit dem Abreißkalender des Vaters beschäftigte, es sich nicht nehmen ließ, jeden Morgen das Tagesblatt mit vergnügten Sinnen abzulösen und gegen Ende eines Decembers die Frage stellte: „Wenn da keine Blätter sind, kommen dann gar keine Tage mehr?“ Jetzt weiß sie, daß die Zeit stärker ist als die Kalender, aber jetzt weiß es wieder die kleine Margarethe nicht. So wechseln die Geschlechter — die Menschen bleiben sich immer gleich.

Ada stand mit den Eltern auf sehr gutem Fuße. Sie nannte Frau Müller „Mama" oder „Mamatschi" oder „Mutterl". Herrn Müller titulirte sie kurzweg „Wilhelm". Des Abends, wenn ihr Köpfchen voll Schlaf war und sie, ehe sie zu Bette ging, zwölf Minuten an des Vaters Brust schlummerte, redete sie ihn nur mit „Willy" an. Papa ließ sich diese Geringschätzung gefallen, ja er lächelte und zerdrückte dabei irgend etwas im Auge, wenn sie apathisch versicherte: „Willy ich liebe Dich!" Der Gute that nichts dergleichen, als ob er beleidigt wäre ... In einer dieser Abendstunden flüsterte sie, tief erröthend, dem allgemein geachteten Herrn Wilhelm Müller zu: „Wenn ich groß bin, heirate ich Dich". Die Eltern lachten so herzlich, daß Ada schier zornig wurde und laut und vernehmlich wiederholte: „Wenn ich groß bin, heirate ich Dich". Nun schnitt der Vater ein sehr ernstes Gesicht und sagte zur Tochter: „Willst Du mir das nicht schriftlich geben?" Warum nicht? Es war ihr heiliger Ernst um ihr Versprechen. Man brachte ihr Dictandoheft, Tinte und Feder, und obwohl — 8 Uhr 45 Minuten — ihre Augen schon recht klein waren, vollendete sie langsam, mit Mühe, aber doch sicher das schwere Werk und schrieb mit großen, ungelenken Buchstaben zwischen die blauen Linien die Worte: „Ich heirate nimand (ohne „e", na, der liebe Gott nimmt das nicht so genau!") Anderen als den Papa". Herr Müller riß das Blatt aus dem Hefte und legte es in seine Brieftasche, die er immer bei sich trug, weil er sehr reich war.

Dann sagte Ada: „Bonne nuit", legte sich, Thekla im Arme, brav schlafen und träumte von ihrer Hochzeit mit Papa, der einen langen weißen Bart hatte, so weiß wie ihr Brautkleid, und ihr eine Schachtel Chocoladebonbons überreichte.

Und wieder war Ada älter geworden, jährlich um ein Jahr. Bei den Müller's ging das so seinen regelmäßigen Gang . . . Sie lernte alles Erdenkliche, sie spielte schon Chopin und wußte zu sagen, worin Rafael sich von Michael Angelo unterschied, und die Namen aller deutschen Kaiser konnte sie ohne Fehler herzählen. Nebenbei war sie schön geworden wie ein Frühlingstag und sie wußte, daß Romane nicht nur geschrieben und gelesen, sondern auch gelebt zu werden pflegen. Natürlich hatte sie den ihren, den sie vor den Genossinnen im Pensionat — dem vornehmsten der Hauptstadt — ängstlich geheim hielt. Sie liebte. Er, dem ihre Liebe galt, sollte nie etwas davon erfahren. Hätte sie ihr Geheimniß Jemand anvertraut, sie wäre vor Scham vergangen. Eine Stelle aus ihrem Tagebuche, dem sie ihre wichtigsten Abenteuer anvertraute — ein verschließbares Tagebuch, dessen Schlüssel sie an einer Gummischnur um den Hals gehängt trug — gibt Auskunft über die Leidenschaft, die von ihr Besitz ergriffen hatte. „Ja, hier sei es ausgesprochen, ich liebe den Zeichenlehrer. Ich liebe ihn und bin bereit, für ihn zu sterben. Er heißt Arthur und ist bleich wie der Tod. Er scheint viel zu leiden, er scheint unglücklich zu sein. Die dicke Marie, der nichts heilig ist, auch nicht das Hehrste,

meinte neulich, er sei immer hungerig, weil er blos 50 Gulden Monatsgehalt beziehe, und deshalb sehe er so schlecht aus. Aber ich weiß es besser: er ist mit sich und der Welt zerfallen, ein geheimes Leid nagt an seinem Herzen. Ich glaube, daß er aus einer vornehmen, verarmten Familie stammt und sein Incognito zu wahren sucht, weil er nicht standesgemäß auftreten kann. Er weiß nicht, daß mein Herz nur für ihn schlägt und wird es, so lange ich lebe, nicht erfahren. Erst wenn ich todt bin, sollen meine Eltern ihm Alles gestehen. Ich trage sein Bild in mir, noch in meiner letzten Stunde wird es mir vorschweben. Gestern habe ich versucht, ihn zu zeichnen. Wer könnte den Zauber dieser rothen Locken wiedergeben? Wer den Ausdruck dieses wehmüthigen Blickes, in dem eine Welt von Melancholie liegt? Wer das Berückende dieser eingefallenen Wangen, deren Eigner über Irdisches erhaben zu sein scheint? Die dicke Marie behauptet, er habe Sommersprossen. Ich habe sie ein für alle Male ersucht, mir den Schwur ewiger Freundschaft, den wir eines Abends im Institutsgarten bei Mondenschein austauschten, während Malvine drinnen die Cis-moll-Sonate von Beethoven spielte, zurückzugeben. Die rohe Person lachte unbändig, schalt mich einen dummen Rangen und ließ mich stehen, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Gute Nacht, Arthur! Schlafe wohl! Mögen freundliche Elfen Dich umgaukeln! Meiner Treue kannst Du sicher sein! Zehn Uhr. Ich gehe zu Bette."

Ueber diesen Erguß waren drei Jahre ins Land gegangen. Ada zählte achtzehn. Ein junger Advocat, Doctor

Heinrich Thalberg, der sie bei einer befreundeten Familie kennen gelernt hatte, machte sich um das bildschöne Mädchen so viel zu thun, daß alle Bekannten sich klar wurden, er hege ernste Absichten. Herr und Frau Müller ventilirten noch immer die Frage des Universitätsstudiums für Ada, jetzt nicht mehr im Verborgenen, sondern in Gegenwart der Tochter. Die aber, seit Heinrich in ihren Gesichtskreis getreten war, zeigte nicht die rechte Sehnsucht nach den Urquellen der Gelehrsamkeit. Die Frauenemancipation war ihr fast gleichgiltig geworden. Sie plauderte gerne unter vier Augen mit Heinrich. Worüber? Das hat Niemand ergründet. Heinrich hatte weder rothe Locken, noch bleiche Wangen, und trotzdem schien Ada ihn recht interessant zu finden. Dabei war sie überzeugt, daß Niemand ihrer Neigung auf die Spur gekommen sei. Papa und Mama seufzten manchmal darüber, daß sie offenbar gezwungen sein würden, die hochfliegenden Pläne aufzugeben, die sie mit Ada gehegt hatten. Sie lächelten bedeutungsvoll, als ihr jüngster Sprößling, der fünfjährige Wilhelm einmal berichtete, er habe Herrn Heinrich ertappt, wie er der dummen Ada etwas in den Mund sagte ... Und gelächelt hat Herr Müller auch, als eines Mittags Herr Heinrich Thalberg in Frack und weißer Cravatte bei ihm erschien und in wohlgesetzter Rede um die Hand von Fräulein Ada bat. Papa nahm die Werbung wohlwollend auf, machte jedoch den Vorbehalt, er wolle Ada zu keiner Verbindung zwingen, für die sie keine wirkliche Neigung mitbringe, werde sie deshalb befragen,

ehe er sich für seinen Theil entscheide. Herr Thalberg, seiner Sache gewiß, war es zufrieden. Papa Müller wußte recht wohl, was Ada sagen würde, aber er wollte die Form wahren und ließ Ada zu sich bitten. Er theilte ihr mit, daß Herr Thalberg als Freier aufgetreten sei, sie solle sich erklären. Ihre Antwort bestand darin, daß sie sich weinend an des Vaters Hals warf. Das war deutlich genug.

Nun aber setzte Herr Müller eine höchst bedenkliche Physiognomie auf und ließ sich also vernehmen: „Liebe Kinder! Ich habe gegen Euere Verbindung nichts einzuwenden, nur mache ich Euch aufmerksam, daß Ada's Hand nicht mehr frei ist. Meine Tochter" — und dabei wendete er sich förmlich an Ada — „Du bist gebunden, Du bist nicht mehr frei."

„Wieso?" fragte sie verblüfft, und einen Augenblick huschte schattenhaft das Bild des Zeichenlehrers an ihr vorüber.

„Du vergißt, daß Du einmal ein schriftliches Eheversprechen abgegeben hast!"

„Wem? Ich wüßte nicht!"

Aber Herr Müller wußte es.

Er öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches und entnahm ihm ein vergilbtes Papier, ein Blättchen aus einem Dictando-Hefte.

„Lies!" sprach er feierlich und reichte das Blättchen seiner Tochter.

Ada las es laut: „Ich heirate nimand Anderen als den Papa".

Die zwei verliebten Leute wußten nicht, sollten sie lachen oder weinen. Sie befanden sich in arger Verlegenheit.

„Na, ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Dein Schuldbrief, Ada, sei vernichtet.“ Damit warf er das Blättchen in das Feuer, das in dem weiten Gemache eine trauliche Wärme verbreitete; sodann öffnete er die Arme, schloß Tochter und Sohn ans Herz und meinte: „Wenn ich grausam wäre, Ada, hätte ich Dich beim Worte nehmen, und Dich Deines Versprechens nicht entbinden sollen. Es stand in meiner Macht.“

Mittlerweile war Frau Margarethe herbeigekommen, die mit dem Liebespaare längst im Complott gestanden war, und als sie hörte, daß Ada's Versprechen auf's Tapet gekommen war, sagte sie neckend zu ihrem Manne: „Heinrich, Du mußt mit mir, Deiner Alten, vorliebnehmen! Die Jugend drängt es immer zur Jugend!“

„Ich gebe nie wieder ein schriftliches Versprechen!“ erklärte Ada. „Es kann einem doch unangenehm werden.“ „Aber,“ und sie küßte den Vater herzhaft auf den Mund, „ich wiederhole doch, was ich als Kind so oft betheuerte: „Willy, ich liebe Dich!“

Heinrich stand dabei und ärgerte sich, denn er sah nicht ein, daß seine Braut berechtigt sei, einen anderen Mann zu küssen als ihn.

Skizzen.

Von

A. Noël.

Correspondenz.

(Zwei Romane in acht Briefen.)

I.

Anna an Irma.

Sct. Irgendwo am See, 10. Juli 180090.

Libste Irma!

Wie ich dir ferschprochen hab bin ich hier und schreib dir gleich nechstens so bald ich kan, ich kan aber gar nicht blos weil du es bist bin ich heut noch früher als in der früh aufgeschtanden und hab mich ins Lusthaus gesezt es ist aber jezt ein Trauerhäuschen weil wir drin franzöische Schtunde haben und schreib Dir alles was ich weis. Damit Du einsiest das ich wirklich deine Beste freunndin bin bin ich auf die Brandl ewig bös geworden du darfst aber der Huber auch nicht schreiben. Den ich kan sie nicht Leiden. Aber Du hast immer ein Fehbel für sie gehabt.

Wir haben hier einen großen Seeh; indem baden wir alletag und noch öfterer ich lerne auch Schwimmen und schpringen vom Trampulin aber blos am Schtrick.

nur fürcht ich mich ich könt mal so einen Armen fisch auf den Kopf schpringen und das müst ihm wehthun. nicht?

Amisiren tuhn wir sich hier sehr gut wen wir nicht grad lernen müsen. Die Iderl raunzt noch imer so Viel wie in Wien und der Otto raust sich mit alle Buben und sagt die Gibsbuben in Griechenlant habens auch tan und thut wasserschporten. Weist wie das ist? Er sitzt den Ganzen tag im kan und Lernt keine aufgaben. Er Sagt er darf alles weil er der Major-Rahmherr ist so ist er. Wir Haben auch ein Krokketschpiel. ich schpiel imer mit dem Feri er gehert der Kuhsine von der Tant Ema ihrer Freundin ihrer Schwegerin deshalb sagen wir sich du. Die Mimi von der Pattei neben uns möcht gern mit mir freundinn sein ich wil aber nicht sie mus anfangen. Sie ist Ganz Komilfoh sie hat mindestenz zwelf Kleider oder gar ein Duzent und sie haben auch einen Hunt der heist Nero und kan ser viele Sachen. Sontag hab ich geburztag da geb ich formitag eine Soareh im Garten mit ein viertelkilo schokolat und Erdbären schade das du nicht dabei bist. schreib Mir bald hörst und sei nicht böhs wen fielleicht irgendwo ein fehler ist es kan mir ja niemand den Brief verbesern weil ich ihn nicht lesen las nicht die Matmosel und niemanden.

In baldiger Erwartung son deinem schreiben
grüst und küsst Dich tausend Mahl

Deine teure freundinn

Anna.

P. S. Ferbrenn disen brief! Wir machen morgen eine landpatti nach Sankt Dingsda am Seeh wo eine schöhne Kirche ist und fiele gute Fische drin und sehr billig. Im Wagen hastu mich noch lieb? Schreib mir das gans sicher ich mus es wisen.

Deine Obiege.

II.

Ize-Puszta, 17. Juli 1809.

Liebeliebe Antschi!

Es hat mich sehr gefreut, dass du mich mit einem schreiben erfreut hast und ich hab dich noch immer sehrr lieb du kantst Gifft drauf nemen. Gantz sicher der Brandl schreib ich nicht, weil sie zur Huber zagt hat, dass ich zagt hab dass sie zu mir zagt hat, daß sie die Huber nicht Leiden Kann und meine Mama sagt mit einem so ordinerren Mädel darf ich nicht mehr Brief und gar niks Wekseln. also Brauchst Du nicht eifersichtik sein denn du bisst und bleibst mir die libste von alle die dummen Dinger in der Schulle. Zu deinem Geburtstak wünsch ich Dir sehr fiel p. k. schicken kann ich nicks, weil hier gar nicks ist als lautter Schaffe. meine Kusinnen heissen Gisa Terka und Illka und könen ungarrisch und mein Kusin heisst Aladar ich heis ihn aber nur Ali oder Aladdin und die virtzig Räuber zur Abkürtzunk. Der

Onkel heist hir Batschi, dann ist aber noch ein Herr da, der heist auch Batschi ist aber kein Onkel, sondern blos ein Herr. Er hat gantz weisse Haare und sagt er ist so alt wie sein kleiner Finger, es ist aber gewiss nicht war er muss fiel älter sein. ich hab Hier gar nicks zum Lernen und kein Freulein weil es nicht gesunt ist.

Die Gisa und die Terka sind serr stoltz aber die Illka kann ich gut leiden den sie trinkt imer die Kuhwarmemilch für mich wen es niemant sieht. So gut ist sie. Den Ali hab ich auch lieb den er hat mir gleich am ersten Tag meine alte Puppe zerbrochen und der Onkel hat nach Butterpest geschrieben und sie haben mir eine Neue geschickt, und er wird einmal Minister und dan geht er imer mit einem Attilla herum aber das ist nicht der was so häsflich war und im Lesebuch steht sondern hat weite Ermel und goldene Schnühre. Wir bleiben noch sehr lange hir villeicht bis zur Weinlese. Der Ali sagt die Buchstaben tuht man erst drukken und dann lesen und die Trauben tuht man erst lesen und dann drukken bis der Wein herausflist. Solche Witze macht er. Serr Gschpassig nicht war? Hier sind Birnen und Marilen so groß und so safftig wie ein Kopf.

Dies wünscht

Deine liebe Freundinn

Irma.

Der Ali lernt mir ungarisch hastu Dich auf der land Parti gut unterhalten? Auch ich.

III.

Liebste Irmerl!

Ja! Die Iderl wär aber beina ins Wasser Gefallen und dan hat sie geraunzt und meinen Sonen-Schirm wollen und die Mama hat gesagt gib ihr in das eine Ru ist und dan hab' ich geweint weil er ein japanesischer ist aus Kina den mir die Tant Ema zum Geburztag geschickt hat. Die Mimi hat gesagt sie weint nicht wegen so was aber sie kan leicht reden, weil sie gar keine kleine Schwester nicht hat und der Otto wär bald mit seinem Drachen in den Himmel gepflogen und er past gar nicht hin den er ist kein engel. Er hat mir ein Federpenal geschenkt was man nicht aufmachen kan aber er sagt es ist was drin, es scheppert auch so und die Mimi ist gar nicht so dum, sie sagt ich sols aufheben und es ihm schenken wen er geburz Tag hat er weis doch was drin ist. Der Feri hat mir viele schöhne Seifenblasen forgeblasen und ich hab auch noch viele schöhne Sachen bekommen, eine Torte, Bonbons und ein Armbandbrasslet ich hab aber schon alles aufgegessen nur das Brasslet nicht es ist von Gold.

Jetzt mus ich ins bad der Schwimlerher sagt ich schwim schon wie ein fisch, aber der Otto sagt so stum bin ich noch nicht. Er auch nicht, kanstu schon ungarisch. ich ferbleibe

Deine libe Freunndin

Anna.

IV.

Liebste Antschi!

Noch nicht viel. blos was Brod heist und bitte und danke und solche Sachen. Es ist sehr schwehr. Der Ali lacht mich immer aus er ist noch fiel strenger wie eine Mattmosell. Deswegen will er mich auch heiraten. Der Onkel hat eine Eckwipasch und der Ali sagt die gehört dann sein und ich kan mit ihm spazirn faren. Das ist schöhn nicht war? Ich hab in gebeten ob Du auch mit darfst und er hat gesagt wen du keine fade Nocken bist und ich hab im gesagt nein du bist keine allso hat er gesagt dann ja.

Die Ilka ruft mich und sagt ich sol die fade Schreiberei sten lassen und mit ihr zu die Hüner Gehn es sind wieder gans kleine da die sind so komisch sie könen aber gleich laufen und müsen es nicht erst lernen. Sehr Gescheit nicht war?

Die Ilka läßt dich schöhn grüssen weil du Meine freundinn Bist sie ist aber auf Dich eifersichtig und sagt Kusine ist mer. Mir scheint auch weil deine Mama doch nicht meine Tante ist, mach dir nicks drauf ich hab Dich doch sehr lieb und hofe dasselbe fon Dir

Deine teuere

Irma.

V.

Liebe Irmerl!

Kuhsine ist nicht mer als freundin das sag ich dass dus nur weist, weil Du die Ilka noch gar nicht lang kenst und mich schon seit der ersten Klasse und das ist schon lang. Wir könen jetzt nicht Baden gehn den es Regent, ich hätt sehr gern das du bei mir wärst weil mit der Mimi nix anzufangen ist. Du must Dich aber nicht so patzig machen mit dem Ali, der Feri will mich auch Heirathen nur minister mag er nicht, er sagt es ist nix lieber Tramwehkutscher da kan ich Gans allein in einer Tramweh faren.

Deine Dich Liebendende

Anna.

VI.

Tremwekutscher ist sehr ordinerr das kan Ich dir sagen dan dürft ich gar nicht mehr mit Dir ferkern sagt die Ilka. Der Feri soll doch auch lieber Minister oder so was lernen.

Hier regent es auch ser öfter aber es komen vielle Leute und die freundinen von der Ilka, wir spilen zusammen und sie beneiden mich sehr weil ich aus Wien bin und sie nicht. Ich sieh schohn sehr gut aus und die

Tante sagt ich Wacks jedentag in der Nacht. Mit zu Fleiß tuh ichs nicht aber gros sein möcht ich doch bald wegen Eckwipasch und Heirahten aber es thut weh. Und du bist meine Krantzeljungfer magst? Antwort mir mit ferdrehter Post ob du willst, die Ilka will aber die Gisa und die Terka nimm ich nicht dazu. Den Feri lad ich auch ein.

Deine Irma.

VII.

Liebste Irmerl!

Den Feri brauchst nicht einzuladen ich bin jetzt grad ewig bös mit ihm worden den er gibt sich so viel mit der Mimi ab, er ist Falsch und wir reden gar nix mer auf einander. Mit der Mimi auch nicht. Die Mama schpielt auch nicht mer mit ihrer Mama Karten und Klawir, weil sie imer verliert, der Otto sagt, um die Klawirnoten ist nicht schad aber die Ban-Knoten sind teuer und es regnet noch imer. Der Papa will schon das wir nach Wien komen weil Sebtember ist und er einen Magenkater hat von der Gasthauskost. Die Mama pakt schohn ein und die Mattmosell hilft ihr deshalb hab ich heute keine Schtunden, aber ich mus auf die Iderl 8 geben, es gefallt mir da gar nicht mer, das Wasser ist schon sehr kalt, ich hätt das fom Feri nicht geglaubt.

Ich freu mich schon sehr auf die Schuhle weil ich Dir dan in der Rechenstund alles erzälen kann wie es wahr und weil wir da nicht wisawi von der Mimi wohnen und die Mattmosell mich nicht den gantzen Tag sekiren kan. Komst du auch bald nach Wien? Wir fahren 2. Klasse, weil drite nicht nobel ist.

Dies wünscht deine ewiege Freundinn.

Antschi.

VIII.

Liebste Anntschi!

Wir auch. Es ist eine hunde Kälten hier und der Papa sagt wen man partu justament erfriren will kan man auch zu Haus beim Majolikaofen sitzen. wir paken auch schon ein und meine Kuhsinen schenken mir fiele Sachen zum Apschid aber mit dem Ali ist es auch niks den er will nicht nach Wien, den er sagt dort sind lauter Schwaben und er glaubt es nicht, dass wir nur einmal in der Küche einen gefunden haben und sonst nie. Er will nur in Butterpest wonen und dort will ich wieder nicht, ich kan doch nicht in die Ungarische Schulle gehn weil ich da lauter Fünfer kriegen möcht. Der Ali kann mir jetzt geschtolen werden, nur Du und die Ilka nicht, sie besucht mich im Winter. Ich freu mich auf Dich und

die Schulle, aber das Freulein wird sich nicht freuen den der Papa sagt ich hab gar nicks gewusst und jetzt hab ich alles fergessen. schöhne Geschichten die Ilka sagt sie auch.

Deine ewiege und noch längere Freunndin

Irma.

Der Heini.

Der Heini von Steier, den ich meine, ist nicht der, den mān aus der Vaterlandskunde kennt. Nein, mein Heini stammt nicht aus fürstlichem Geschlecht, obwohl er so hochgeboren ist wie nur irgend einer. Dafür hat er vor dem historischen Heini von Steier einen großen Vorzug, er lebt nämlich, und der Andere ist todt.

Im Uebrigen ist Heini ein kräftiges Bübchen in dem reizenden Alter zwischen vier und fünf Jahren mit einem apfelrunden Gesichtchen, das die Sonne vergoldet und gebräunt hat. Die Farbe ist waschecht; dennoch wird ihr nicht gar zu häufig mit Wasser und Seife zugesetzt. Dagegen hat das Haar die Farbe der Stacheln, welche die stengellose Eberwurz kranzartig umgeben. Und beinahe ist dieses sonnenbleiche Blondhaar ebenso steif wie jene Stacheln. Aus dem braunen Gesicht lachen die blauen Augen ganz unvermuthet hervor und stechen dagegen ab, wie die Cichorienblüthen von dem braunen Erdboden abstechen, dem sie entsprießen. Sein Mund gleicht einer reifen Erdbeere. Die Natur färbt eben auf die Landkinder ab, die ihr so nahe leben.

Heinis Toilette ist einfach. Er begnügt sich mit zwei Kleidungsstücken, Hemd und Höschen. Aber ohne Hut wird er selten gesehen. Er hat nämlich von seinem älteren Bruder einen Hut geerbt, der ihm bis auf die Nasenspitze reicht. Wie Andere die Zukunftsmusik, so liebt er diesen Zukunftshut, der gleichwohl eine Vergangenheit nicht entbehrt, wie sein Aeußeres verräth. Kurz, Heini liebt seinen Hut, und wenn er auch keine Gouvernante hat, so ist er doch wohlbehütet.

Heini verbringt, wie es sich gehört, den ganzen Sommer in einer vornehmen Sommerfrische an der Grenze zwischen Oesterreich und Steiermark. Ist das nicht nobel? Freilich müssen wir zugestehen, daß er auch im Winter dort bleibt und daß sein Gebirgsdorf sich durch seine Winterfrische noch mehr auszeichnet als durch die sommerliche. Jahraus, jahrein festzuhocken ist sicher nicht chic, aber was will man machen? Er und sein Dorf sind wenigstens die Hälfte des Jahres hindurch vornehm. Das ist doch schon etwas. Daß er sich vom Storch gerade da absetzen ließ, beweist Geschmack und sicheres Urtheil. Gegen die Bestimmung kommt keiner auf. Heini dachte sich also: „Wenn ich schon Bauernjunge sein soll, so such' ich mir eine hübsche Gegend, eine hohe Warte, wo das Geld bergan rollt und zu uns kommt, statt daß wir es holen müssen."

Das Licht der Welt erblickte Heini auf dem Heuboden, wo seine Familie fünf Monate des Jahres hindurch ihre Schlafstätten hatte, da der Unterstock einer „Pattei"

überlassen war. Daher auch die große Ruhe, die er allen Dingen entgegenbrachte. Er stand immer über den Parteien. Eine ruhige Gemüthsart besaß er wirklich. Nie schrie er, wenn ihm nichts weh that. Ein geborener Philosoph. Eitelkeit verachtete er, das haben wir schon gesehen. Der Hut? Hm, der Hut! Ja, kleine Schwächen haben selbst Philosophen. Praktisch war er auch. Sich des Morgens waschen? Wozu? Wenn er sich doch im Laufe des Vormittags sicher wieder beschmutzen mußte. Risse zunähen zu lassen, die wieder bersten würden, hielt er für überflüssig. Schuhe verschmähte er grundsätzlich, er wollte auf eigenen Füßen stehen.

Mit den Stadtleuten ließ er sich nur ungern in Verkehr ein. Diese beschränkten Gemüther verstanden ihn ja doch nicht. Was sollte er von Menschen halten, die nicht einmal ordentlich sprechen konnten, sondern statt „oan" ein sagten, statt „Huat" Hut, statt „mahn" mähen, und von denen keiner wußte, wie man mit einer Kuh umging?

Deswegen antwortete er auf alle Fragen und Schmeicheleien, mit denen die Sommerfrischlerinnen das herzige Bübchen umwarben, blos mit schweigender Verachtung. Aber wenn man ihm etwas in die Hand steckte, dann nahm er es. Aus purer Gefälligkeit!

Die Gleichgiltigkeit, die er für die Sommergäste empfand, erlitt nur eine Ausnahme. Eine einzige! Die kleine Tochter eines Millionärs, dessen Schweizervilla dem Elternhause Heinis gerade gegenüber stand, war ihm etwas weniger gleichgiltig als die übrigen.

Das reizende Gebirgsdorf wurde nämlich von einer sehr gemischten Bevölkerung von Bauern, Börsianern und Baronen bewohnt, und die Barone und die Börsianer würden die Bauern vielleicht schon längst à la Rappelkopf mit einem Beutel in der Hand ganz verdrängt haben, wenn die Bauern nicht zufällig gar so zähe an ihrer Scholle klebten. Ferner sahen sowohl Börsianer als auch Barone ein, daß Jemand da sein mußte, um sie den ganzen Sommer hindurch mit Maibutter und kuhwarmer Ziegenmilch zu versorgen. Was Heini aber an der kleinen Millionärstochter anzog, war nicht die Million, sondern ihr schwarzes Haar. Das war ihm ein neuer Anblick. Der Normalmensch hatte seiner Ansicht nach gelbes Haar. Pech und Kohle kannte er kaum, Dinte gar nicht, und die Raben hatte er wohl noch nie recht beobachtet. So hatte er noch nichts gesehen, was so schwarz gewesen wäre, wie das Haar seines kleinen Gegenübers.

Deswegen muß man aber nicht glauben, daß er der kleinen Schwarzen Avancen machte, obwohl sie oft an dem vergoldeten Gitterthore zu stehen und auf die Dorfstraße hinaus, das heißt: zu Heini hinüber zu blicken pflegte, der, den Hut auf dem Kopf, aber selbstverständlich barfuß, drüben mit dem Rücken an der Hausmauer lehnte, die Hände in den Taschen und trotzige Menschenverachtung im Blick. Die Schwarze war ja ein „Madl", und mit „Madeln" anzubandeln verbot ihm sein männlicher Stolz.

Wenn diese Beiden einander näher treten sollten, mußte sich's das Schicksal schon Mühe kosten lassen. Nun,

dies that es. Auf die Weise: Der Millionär hatte in seinem Garten eine prächtige Kegelbahn, jedoch keinen fixbesoldeten Kegeljungen. Brauchte man einen, so wurde gewöhnlich Loisl, Heinis älterer Bruder, gerufen und mit dem verantwortungsreichen und nicht ungefährlichen Amte betraut. Heute nun war Loisl, als man ihn holte, noch mit den Kühen auf der Weide und konnte deshalb dem ehrenvollen Rufe nicht Folge leisten. Die Mutter aber, der es um den Ehrensold zu thun war, den sie hernach jedesmal für Loisl „aufheben" durfte, packte Heini beim Arm und schickte ihn als Stellvertreter.

„Geh' übri, stell' Kegeln auf. Kannst es?"

„Na, ob!"

Gehorsam trabte Heini von dannen. Kegeln aufstellen! Die Kunst sollte er nicht können? Er hatte schon mehrmals neben Loisl im Bretterhäuschen gekauert und des Sonntags stundenlang am Zaune vor dem Wirthshaus am Ende des Dorfes gehangen, wenn die Bauernbursche dort kegelten. Was war's weiter?

Zwar empfing den winzigen Kegeljungen ein schallendes Gelächter und Halloh! Aber er hielt dies mit Gleichmuth aus, — wußte er doch schon, die Stadtleute wären dumm, — und begab sich auf seinen Platz. Mit Umsicht und Gemächlichkeit begann er, die Kegel aufzustellen. Bis alle neun auf ihren Füßen standen — einige davon schief und wackelig obendrein — dauerte es fünf Minuten, und ebenso lang brauste das Gelächter fort. Was die nur alleweil zu lachen hatten? Betroffen

fühlte sich Heini aber nicht darüber. Ihm konnte das doch nicht gelten. Nun ja, sein Hut war ja ein Bischen zu groß. Was lag daran? Und wenn etwa der Hemdzipfel aus dem Höschen hervorguckte, so war das nur das Natürlichste von der Welt.

Heinis Selbstvertrauen war aber doch nicht ganz gerechtfertigt. In die Finessen einer Kriegspartie noch nicht eingeweiht, rührte er sich nicht, so lang noch ein Kegel stand, mochten die drüben auch noch so toll „Auf! auf!" rufen.

„Sollen erst die da umschmeißen!" dachte er.

Ein anderes Mal kam er wieder zu früh heraus und gerieth der Kugel in den Wurf. Hatte er endlich mit Müh' und Noth die Umgefallenen aufgerichtet, dann fesselte ihn wohl das Bild der Gesellschaft, und er blieb vor den Kegeln stehen und starrte selbstvergessen hinüber, bis Gelächter und Zurufe ihn verscheuchten, wie ein Häschen, das lustigen Spaziergängern zwischen die Beine gerathen ist.

Nach einer Viertelstunde hatte die ganze Gesellschaft Lachkrämpfe, und schließlich kam eine junge Dame auf Heini zu, drückte ihm ein paar Kreuzer in das schmutzige Händchen und schickte ihn fort. Mit beleidigter Miene, aber doch gelassen, trollte er sich.

Das Schicksal hatte ihm schon eine Entschädigung zugedacht. Nahe beim Ausgang traf er die Schwarzlockige, die ihn mit großer Neugier musterte. Er blieb stehen, und sie stierten einander nun an, wie Kinder es eben zu thun pflegen.

„Du bist der Bub', der imma auf dem Heuwagen sitzen darf?" fragte seufzend die Kleine.

„Und mit der Peitsche knallen!" setzte der Beneidenswerthe schnell hinzu.

„Wie heißt Du denn?"

Heini nannte seinen Namen mit auf die Brust gedrücktem Kinn.

„Ich bin die Disa," zirpte das Mädchen; „kennst mich nicht? Ich hab' wida eine d'oße Puppe betommen."

Heini verzog keine Miene. Er wußte nicht, was eine Puppe war, und hätte er es gewußt, so würde es ihn sehr kalt gelassen haben.

„Was hast Du denn da?" fragte Gisa, auf seine festgeballte Hand deutend. Er öffnete sie mit vornehmem Lächeln. Die Kupferkreuzer lagen da, braun, unansehnlich, in der kleinen Hand ein wenig verschwitzt. Aber Gisas Augen funkelten doch.

„So viel Deld!" rief sie staunend.

Man gab ihr nie Geld in die Hand. Für eine rechte Prinzessin schickte sich's nicht.

Heini deutete das Gefunkel ihrer Augen ganz richtig als Begierde. Mit Nonchalance streckte er die Hand hin: „Magst?" fragte er von oben herab, wie ein Satter den Hungrigen.

„Sßenkst mir's?" fragte Gisa hocherfreut und ließ sich eiligst die Münzen auf die Hand legen. Heini besorgte dies mit herablassender Gönnermiene.

Nun wollte sich Gisa doch revanchiren. So war sie's gewohnt. Aber womit nur? Just hielt sie ein paar rothe Nelken in der Hand, die sie auf einem Beet abgerissen,

was sie eigentlich nicht sollte. Die Nelken genirten sie ein wenig. Es war daher besser, sie fortzugeben. Großmüthig spendete sie sie dem Heini.

Er sprach sich nicht darüber aus, welchen Werth er dem Geschenke beimesse, sondern nahm es stumm hin. Indessen mußte er sich in Gisas Schuld fühlen, denn er fragte: „Magst die Ziegen seh'n?"

Gisa willigte ein. Sie faßten einander bei den Händen, die nicht mit dem Festhalten der Geschenke beschäftigt waren, und so trabten Spitzenkleidchen und Pumphöschen einträchtig nebeneinander dem Gitterthore zu. Aber noch vor dem Ausgang wurde Gisa von der Bonne ereilt und zurückgeführt, wogegen Heini unaufgehalten entwich.

Die Idylle war aus.

Während nun die Bonne die Entdeckung machte, daß sich die kleine Millionärstochter fünf Kreuzer hatte schenken lassen, fragte drüben die Bäuerin mit Spannung: „Was hast kriegt?"

Heini reichte ihr schweigend die Nelken. Kopfschüttelnd und verächtlich wandte sich die Frau wieder ihrer Arbeit zu. Das Honorar behagte ihr nicht. Solches Zeug hatte sie selbst genug.

Die Kleinen hatten einander eben geschenkt, was jedes am dringendsten brauchte: das Landkind Blumen, das Nabobstöchterchen Metall.

Praktische Leut'.

Die Gredl.*)

Ein Weihnachtsbild.

Sie wurde in keinem stolzen Palaste geboren; sie lag auch in keiner grünseidenen Wiege; sie kam vielmehr in einem sehr kleinen Zimmer mit niederer Balkendecke zur Welt, worin es entsetzlich nach Leim roch. Denn es war ihre Bestimmung, ihre irdische Laufbahn als Holzpuppe zu vollenden. — Die Geschichte begann damit, daß man ihr einen Kopf schnitzte. Schorschl, der zwölfjährige Sohn Meister Wurzingers, des Puppenfabrikanten, war derjenige, dem diese Arbeit zufiel. Hierauf wurde sie mit Farbe bestrichen, und zwar das Gesicht fleischfarben, die Lippen und die Wangen hochroth, die Augen blau im höchsten Grad und die Augenbrauen schwarz. Als größten Luxus bekam sie sogar einige Wimpern. Der Kopf wurde schwarz angestrichen, und eine Erhöhung auf dem Scheitel stellte die Frisur vor. Nun war der Puppenkopf fertig, und es schien die höchste Zeit, ihm auch zu einem Körper

*) Wiener Ausdruck für Puppe.

zu verhelfen. Dies sollte sofort geschehen. In einer Ecke des Zimmers saß an einem Arbeitstische ein graubärtiger Mann, der selbst theilweise aus Holz war; er hatte nämlich ein hölzernes Bein. Dieser schnitt fortwährend eigenthümlich geformte Behälter zu, die seine neben ihm sitzende Frau zusammennähte und mit einem gelblichen, rinnenden Stoff anfüllte, den Schorschl Puppenblut nannte. Das waren die Puppenleiber, und Schorschl bat die Frau dringend, für seinen letzten Puppenkopf einen besonders würdigen ausfindig zu machen, da er dieser „Gredl" einen hervorragenden Grad von Schönheit zu verleihen wünschte. Unterdessen schnitzte er ihr selbst Hände und Füße, seine Mutter klebte sie nur, als sie fertig, und von Maritscherl, Schorschls Schwester, bemalt worden waren, und zwar die Hände mit Fleischfarbe, die Füße aber in Strumpf- und Stiefelform, an der ihnen zukommenden Stelle fest; zuletzt wurde der Kopf dem Rumpfe aufgepickt, und so kam die Puppe rasch und mühelos in den Besitz sämmtlicher Gliedmaßen. Die ehrenwerthe Familie der Wurzingers sorgte auch für Bekleidung. Diese wurde von Poldi, der ältesten Tochter des Hauses, verfertigt. Um einen Namen für die Neugeborene brauchte sich Niemand den Kopf zu zerbrechen. Sie hieß vorläufig die „Gredl", wie alle ihrer Gattung. Später konnte sie auch umgetauft werden. Aber warum denn? Margarethe ist doch gewiß ein hübscher Name. Und unsere Gredl war nach ihrer Vollendung so schön, daß sie, wie Maritscherl sagte, auf den Hofball hätte gehen können. Trotz des

Abenteuerdranges, der uns in der Jugend erfüllt, hätte aber die „Gredl" gern noch eine Weile bei den guten Leuten zugebracht, denen sie so viel verdankte, allein die Trennungsstunde schlug bald. Eines Tages trug Schorschl sie mit einem Dutzend ihrer Schwestern zu einer Frau, die eine sehr rauhe Stimme hatte und sie insgesammt unter endlosem Brummen und Schelten in eine große Holzkiste warf. Diese Holzkiste wurde später aufgehoben und fortgeführt. Dann hielt dieselbe wieder still, und die Puppen vernahmen so andauerndes Hämmern und Klopfen, daß eine furchtsame unter ihnen meinte, ihr letztes Stündlein habe geschlagen. Doch als die Kiste geöffnet wurde und sie wieder das Licht der Welt erblickten, befanden sie sich auf einem großen Platze, welchen ringsum himmelhohe Häuser einrahmten, während er selbst von lauter kleinen Hütten, die in langen Reihen standen und enge Gäßchen bildeten, erfüllt wurde. Es war der „Hof". Die brummige Frau sagte dann zu ihrer Tochter, die ihr beim Auspacken half: „Jetzt gib die Gredeln her!" Die Tochter ergriff eine von denselben nach der andern und hielt sie empor, wo dicke Wulstfinger sie mit rauhem Griff erfaßten und an der Schnur aneinander reihten. Die Füße hingen frei in der Luft. Jetzt konnten sie tanzen! Das war ihr Hofball. — Bald blieben Leute bei der Bude stehen, wenn nämlich das garstige Gesicht der Frau sie nicht abschreckte; sie fragten nach dem Preise der ausgestellten Dinge und kauften eines oder das andere davon. Endlich traf das Los des Abschiednehmens auch eine von

den Puppen, ein zimperliches kleines Ding, das von einer dicken Frau gekauft und in ihren Korb gelegt wurde neben ein paar gelbe Rüben und ein Stück rohes Fleisch.

„So schön! Wir sind hier auf einem Sklavenmarkte!" stöhnte eine trübsinnige Nachbarin unserer Gredl. „Sie werden sehen, die Unglückliche wird gegessen! O, das ist eine Welt!"

„Ach nein!" sagte Grete tröstend. „Sie kommt gewiß nicht in die Suppe, sondern zu irgend einem kleinen Mädchen, das sich sehr lieb gegen sie benehmen wird. Man muß nicht gleich immer das Schlimmste befürchten!"

Diese Nachbarin war es auch, die so furchtsam war. Dicht unter den Puppen standen ein paar wirklich recht häßlich und schreckhaft aussehende Kerle mit langen rothen Zungen, die sie ganz unmanierlich herausstreckten. Man nannte sie „Krampusse", und sie sahen so böse aus, daß die Ängstliche sich vor Furcht gar nicht zu fassen wußte: „Sie werden sehen," sagte sie zu unserer Gredl, „einmal packt mich Einer beim Fuß, und dann ist es mit mir aus." Es that dies aber Keiner, vielleicht weil neben jedem von ihnen ein Bischof stand, der ihm den Unfug verbot.

Eines Tages, es war der letzte des Monats — von weitem wogte grün oder auch bunt-rosig der Wald der Bäume, die hier jeden Augenblick weggeschleppt wurden — kam nachdenklichen Ganges ein Mann herbei, der bereits mehrere Packete trug, blieb stehen und blickte die Holzpuppen prüfend an.

„Nur der soll mich nicht kaufen wollen!“ bemerkte Gretens Nachbarin verächtlich: „Der sieht mir viel zu pauvre aus . . .“

„Er hat ein gutes Gesicht,“ sagte Grete, „und bedenken Sie: Wir sind doch nur Holzpuppen!“

„Was Holz? Auf die Bildung kommt es an!“ entgegnete die Andere. Die Bildung, das war immer ihr großes Wort. Plötzlich griff die Frau nach ihr. „Nein, die nicht!“ sagte der Mann. „Die Andere! Die sieht freundlicher aus. Ich hab' ein krankes Mäderl daheim, für die soll die Puppe gehören, und da muß sie ein freundliches G'schau haben . . .“

„Zu einer Kranken!“ raunte die Nachbarin Greten geringschätzig zu, während die Frau sie von der Schnur herablangte. „Na, ich gratulire!“

Der Mann mit dem guten Gesicht bezahlte jetzt unsere Grete, etwas theurer natürlich, als eine Frau sie bezahlt hätte, und trug sie fort. Nach längerem Aufenthalt im Dunkeln fand sie sich auf einem Tischchen unter einem winzigen Christbäumchen liegen. Die ganze Bescherung war von dem Manne zu einem Kinderbettchen gebracht worden, worin ein mageres, blasses kleines Mädchen lag. Es hatte dunkle, tief eingesunkene Augen, in denen die Freude durch Thränenschleier schimmerte. Als sie die Puppe gewahr wurde, stieß sie einen Jubelruf aus: „G'hört die mir, die schöne Gredl?“ rief sie freudig.

„Ja, Reserl, die ist für Dich!“ sagte der Vater lächelnd, und die Mutter weinte gar vor Freude, als

Reserl mit bebenden Händen nach der Puppe griff und sie auf ihrer Bettdecke tanzen ließ.

Reserl und ihre Puppe wurden bald die besten Freundinnen. Eine liebreichere Behandlung hätte sich diese nicht wünschen können. Reserl küßte sie immer wieder so eifrig, daß die Farbe ihrer Wangen verblich; sie hüllte sie so warm in ihr Federbett, daß der Lack auf ihrem Gesichte schmolz; vor Zärtlichkeit zerdrückte sie ihr Kleid, aber was lag daran? Es that doch wohl, so geliebt zu werden. Ohne die Puppe hätte Reserl es kaum mehr aushalten können. Sie war ihre Unterhaltung in spielfrohen Stunden, und ihr Trost in den schweren Tagen des Leidens. Und sie litt viel, die Arme, denn sie war sehr, sehr krank.

Reserl wußte, wie es um sie stand. Sie flüsterte es der Puppe heimlich ins Ohr, wenn die Eltern nicht im Zimmer waren. Ihrer Grete vertraute sie überhaupt ihre geheimsten Gefühle und Gedanken an, und diese mißbrauchte ihr Vertrauen niemals. Vor den Eltern stellte sich Reserl, als wisse sie nichts. Nur einmal fragte sie die Mutter aus, wie es wäre, wenn man todt sei, und sie wiederholte es sich dann oft: „Man ißt nichts, man trinkt nichts. Man kann nicht sprechen, sich nicht bewegen. Man liegt im Sarg, der ist gar eng; er kommt in die Erde hinein, und dort ist es dunkel. Und man bleibt allein, immer allein . . . Nicht essen, nicht sprechen, sich nicht rühren! Weißt Du, Mutterl," sagte Reserl, nachdem sie Alles bei sich bedacht hatte, „todt sein, das

ist fast dasselbe, wie — so wie meine Gredl sein. Es ist gar nicht so arg!" fügte sie tröstend hinzu.

Nur Eines bekümmerte sie, die Einsamkeit, das Alleinsein im engen Sarg. Hier in dem schmalen Bettchen hatte sie die Puppe. „Dort" sollte sie Niemanden haben? Ganz, ganz leise nahm sie ihrer Grete das Versprechen ab, sie auch „dorthin" zu begleiten. Grete gab es auf ihre Weise, stumm. Treu bis zum letzten Sägespan wollte sie bei ihrer kleinen Herrin aushalten. Diese schloß sich immer zärtlicher und fester an sie an. Die Eltern machten ihr fast Vorwürfe darüber, daß sie die „dumme Gredl" lieber habe als sie selbst. Sie sahen eben nicht, daß sich zwischen Reserl und der übrigen Welt lautlos eine Kluft öffnete, schmal, aber tief und unergründlich wie eine Spalte im ewigen Gletschereise. Das Kind saß allein, allein auf einer Scholle, die sich rings vom Boden des Lebens löste, um zu versinken. Drüben, drüben blieb Alles: die Eltern und das Zimmer, die alten Bilder an den Mauern und der Hansi im Käfig, Alles blieb drüben; bei ihr auf der versinkenden Scholle nur die Gredl. Und darum knüpfte sich ihre Anhänglichkeit in dem Maße fester an diese, als sich ihr Sein von allem Uebrigen lockerte.

Keine Nacht ließ sie nun die Gredl von sich. Sie bettete sie in ihrem Arm, und in allem Leid und Schmerz hielt sie sie fest, und so lag die Puppe auch an jenem Morgen in ihren dünnen Aermchen, als die Mutter sie nicht mehr erwecken konnte. Doch auch im Tode ließ sie

die Puppe nicht los. Die schmerzdurchbebte, todestraurige Mutter erinnerte sich, ehe der Sarg geschlossen wurde, an des Kindes Wunsch, und rief: „Gebt ihr die Puppe mit! Es war ihr Liebstes! Mein Kind soll nicht ganz allein sein!“

Nun liegt Deine Gredl wieder an Deinem stillen Herzen, gutes Reserl, und so, zusammen in Blumen begraben, zwei Stille, treu vereint, könnt ihr getrost das bischen Ewigkeit hindurchschlummern!

Ein Diner bei Großpapa.

Eine Kindergeschichte.

Es kam ziemlich selten vor, denn Großmama liebte den starken Lärm nicht. Und sie machten Lärm, das ließ sich nicht leugnen. Die Natur hatte sie eben mit einem sehr lebhaften Temperament und großen Stimmmitteln bedacht, und sie liebten es, von dieser Gabe ausgiebigen Gebrauch zu machen. Auch pflegten sie immer im Terzett zu sprechen. Die braune Fritzi, die Aelteste, ein hochaufgeschossenes Dinglein von zehn Jahren, deren Arme und Beine stets von einer älteren Schwester entlehnt schienen, hatte darin die erste Stimme; Mizzi, die nach ihr kam und nur um achtzehn Monate jünger war, ihr aber kaum bis an die Schulter reichte, ein kleiner Knirps von der drolligsten Häßlichkeit mit fabelhaft klugen schwarzen Augen, begleitete im tiefsten Baß, während Lizzi, das Nesthöckchen, ein rundes, blondes kleines Wesen mit einem ganz verschwommenen Rosengesichtchen, quer drein zirpte und quietschte wie ein junges Mäuslein. Wenn man gerade nicht an Migräne litt, so

war es ja recht amüsant, und der mit diesem Uebel nur vom Hörensagen — da freilich gründlich — bekannte Großpapa liebte es denn auch, sich mit Fritzi, Mizzi und Lizzi zu beschäftigen.

Sonderbar und durchaus nicht beabsichtigt war es, daß die Rufnamen des Kleeblattes sich gerade reimten. Das kam so: Die Aelteste hatte nach der Pathin genannt werden müssen, nach der Großmama, und das langstielige Friederike war dann naturgemäß in Fritzi verschlimmbessert worden. Die Zweite erhielt Mama's Namen. Aber ist es möglich, eine Marie nicht Mizzi zu nennen? Obendrein sah sie noch besonders katzenhaft aus, diese Kleine. Für die Jüngste wählte Mama dann einen sehr hübschen Romannamen: Alice. Allein Alice trug diesen Namen noch nicht drei Stunden, so war sie auch schon umgetauft und hieß Lizzi. Kein Mensch wußte wieso. Verhängniß! Sie hießen also unwiderruflich Fritzi, Mizzi und Lizzi.

Für heute hatte es Großpapa durchgesetzt, daß seine drei kleinen Enkelinnen zu Tisch geladen worden waren, trotzdem Großmama einwand, sie verstehe nicht, was sie verbrochen hätte, um zu so dauerhaften und heftigen Kopfschmerzen verurtheilt zu werden. Weiß Gott, wie diese drei kleinen „Rhampfamperln" das Haus mit Geräusch erfüllen und dem armen Parket mit ihren eisenbeschlagenen Stiefelchen — andere hielten es bei ihnen nicht aus — zusetzen würden! Na, in Gottes Namen!

Es schlug ein Uhr. Der Tisch war mit frischem lavendelduftigen Damast gedeckt; statt der sonstigen drei

Couverts lagen deren sechs auf, und auf dreien von den Stühlen hatte man Polster gelegt. Großmama und Tante Elise waren schon längst vom sonntägigen Kirchgang daheim, auch Großpapa betrat bereits das Speisezimmer, das Gesicht spiegelglatt, fast so glatt wie der Fußboden, und die Augen voll guter Laune.

„Die Rappelköpferln noch nicht da?"

„Die Marie wird nie damit fertig, die Mädeln aufzuputzen," murrte Tante Elise, ein junges Mädchen, stark gegen Ende der Zwanzig zu. Eine alte Jungfer nannte man sie schon hinterrücks, obwohl sie keineswegs die Absicht haben mochte, es zu sein und zu bleiben.

„Bis du drei Mädeln haben wirst," meinte die Mutter beschwichtigend.

„Das kann lang dauern," brummte der Vater in den Bart, den ihm der Raseur vor einer Viertelstunde abgenommen.

„Es ist aber doch rücksichtslos von Marie," begann Elise wieder.

Da! Ein furchtbarer Riß an der Glocke, daß die Frauen zusammenfuhren.

„Das sind sie!" rief Großpapa mit Bestimmtheit. „Das ist Tells Geschoß! Die braune Fritzi kenn' ich am Geläut'!"

Noch während er so mit heiterem Pathos citirte, kam ein Getrappel durch das Vorzimmer, wie von einer Schwadron Husaren im Sturmgalopp, ein Pumpern gegen die Thüre, bis die Klinke gefunden war, gelle Stimmen

hinter der Coulisse, und als der Thürflügel jetzt nachgab, stürzten die Drei zugleich ins Zimmer hinein, hochroth, athemlos und aufgeregt.

„Küß die Ha—a—and!“ rief es dreistimmig, mit einer hochtönigen Fermate auf der letzten Silbe. Sie ließen etwas altmodisch dem Worte auch die That folgen und schwatzten dabei spatzenhaft munter durcheinander.

„Mir ha'm unsere ‚neuchen‘ Kleider an —“

„Mir ha'm 'eh'n, wie ein Pferd niederg'fallen ist —“

„Mir sind alleinig hertommen —“

„Warum denn so spät?“ forschte Großmama.

„Wir ha'm Klavierstund' g'habt,“ antwortete Fritzi und Mizzi zu gleicher Zeit, Sopran und Alt.

„Mir ha'm Tlavierstund' d'habt,“ piepste Lizzi nach.

„Du auch?“

„Na—a—a!“ gestand die Kleine etwas widerwillig zu. „Aber ich hab' die Tinder doch nit z'Haus lassen und alleinig herdehn tönnen,“ gab sie dem Großpapa mit altkluger Miene zu bedenken.

Er räumte dies lachend ein.

„Am Sonntag habt Ihr Stunde?“ fragte Großmama mißbilligend.

Und „Schöne Einrichtung!“ ließ sich Tante Elise vernehmen.

„Ja, aber nur einmal in der Wochen,“ beschönigte Fritzi die Thatsache gutmüthig, worüber Mizzi zu kichern und gleich einem Irrlicht im Zimmer umherzutanzen begann. Auf Großmamas Zuruf gab sie dies auf, stellte

sich aber dafür vor den alten Herrn hin, wies mit unsäglich pfiffigem Augenzwinkern zuerst auf ihre Stirn, dann auf ihren Ellbogen und zuletzt auf die ahnungslose Fritzi, und es gelang ihr so richtig, Großpapa wortlos ihre Meinung von dem Geisteszustand ihrer Schwester beizubringen.

„O, Du natürlich! Du hast das Pulver erfunden!"

„Ja, mir ha'm's Pulfer defunden," bestätigte Lizzi unbedenklich. „In der Mama ihrem Nachttastl war's, Au!"

Dieses „Au!" hatte ein rascher, heimlicher Puff von Mizzis Hand veranlaßt, denn Lizzi war offenbar im Begriff gewesen, in aller Unschuld, aber in umso unliebsamerer Weise aus der Schule zu schwatzen.

„Etwas früher hättet Ihr doch kommen können," bemerkte die Tante, „die Klavierlehrerin wird nicht bis jetzt dagewesen sein."

„Ja, aber was glaubst!" fiel Lizzi ein. „Bis mir sich so viel schön andezog'n ha'm." Sie wies mit größtem Stolz auf ihr rothes Flanellkleidchen.

„Schon wieder neue Kleider!" tadelte Tante Elise.

Aber ganz kleine!" wandte Mizzi schlau begütigend ein. „Mir brauch'n nit so viel Stoff als wie Du!"

„Und am Weg habt Ihr Euch gewiß wieder recht lang aufgehalten . . ."

„O, mir ha'm sich so geeilt!" vertheidigte sich Fritzi.

„Mir ha'm sich fürchterlich geeilt!" wiederholte Mizzi.

„Mir sein delaufen wie die Sßneider!" bekräftigte auch Lizzi. „So!" Sie versuchte es, mit ihren kurzen

dicken Beinchen die langen Schneiderschnitte nachzuahmen, gab es aber klüglich wieder auf.

„Nur die Lizzi ist einmal g'fallen," berichtete wieder Fritzi.

„Aha! Hätt' mich auch sehr gewundert . . ."

„Ja, sixt, vom Eilen!" behauptete Lizzi schlagfertig. „Und die Fritzi hat woll'n der D'oßmama ein Bouttett mitbringen, aber die hat zehn T'euzer verlangt, und mir ha'm nit so viel Deld (mit größtem Nachdruck) mit d'habt!"

„Also Ebbe!" nahm Großpapa zur Kenntniß.

„O Du Charfreitagratschen!" entrüstete sich Fritzi, fuhr aber ihrerseits im selben Tone wie Lizzi fort: „Und die Mizzi, die steht immer bei die G'wölber so lang, daß mir nit weiterkommen . . ."

„Na, na, beim Zuckerbäcka blei'm mir alleweil wegen Dir steh'n," entlastete sich diese.

Man setzte sich zu Tisch. Fritzi nahm ganz erwachsen ihren Sitz ein, Mizzi und Lizzi dagegen erkletterten die ihrigen unter allerlei verzweifelten Anstrengungen.

„Das is a Plag', bis ma' sitzt," sagte Mizzi dann, als sie sich endlich behaglich zurechtgenistet hatte.

„Das is a Plag', bis ma' sitzt," wiederholte auch Lizzi, wobei sie sich bemühte, Mizzis philosophisch überlegene Miene anzunehmen.

„Kommen Mama und Papa Nachmittag?" frug Großpapa.

„Mir wissen's nit bestimmt," antworteten die drei Grazien in größter Eile, um einander zuvorzukommen.

„Warum sprecht Ihr denn nicht anständig?" tadelte Großmama streng.

„Mir woll'n nit red'n wie die D'oßen," antwortete Lizzi, der kleine „Binkel", etwas verächtlich.

„Warum denn nicht?"

„Es ist so affettirt!" erklärte Lizzi, ein Schnäbelchen ziehend.

„Affectirt? Was ist denn das?" erkundigte sich Großpapa ernsthaft.

„Weißt es selber!" schrien die drei Mädchen, eine nach der andern, wie Kleingewehrfeuer.

„Nein."

„O ja! G'wiß!"

„Nein! Wenn Ihr schon Fremdwörter gebraucht, so erklärt sie Einem auch."

„Affectirt?" dachte Fritzi nach, die Augen auf die Zimmerdecke geheftet. „Das ist . . . Du, Großmama, dort im Winkel über dem weißen alten Mann" (Eine Gypsbüste von Goethe!) „ist eine Spinnweben."

„Warum nicht gar!" erschrak Großmama. „Elise!"

„Keine Spur!" berichtigte Tante Elise hastig.

„Na also!" zürnte nun wieder Großmama.

„Dann ist einmal eine dort g'wesen!" meinte Fritzi, die groß im Ausreden war, kaltblütig.

„Was ist affectirt?" wiederholte Großpapa mit Nachdruck, fest entschlossen, daß Fritzis Indianerschliche ihr nichts nützen sollten.

„Affectirt ist," fing nun Mizzi, welche die ihr durch die List der Schwester gegönnte Galgenfrist zu unerhörten Denkanstrengungen benützt hatte, an: „Affectirt ist, wann ma' a so ist, wie ma' eigentlich nit is . . ."

„Die hat ein Köpferl!" sagte Großpapa beifällig, zu den Frauen gewendet.

„Affectirt ist," fiel Lizzi, angespornt durch dieses Lob ein, „wenn ma' wi=ir sagt statt mir oder gesund statt xund!"

„Wann ma' so sprechen thut, wie im Lesebuch," gab auch Fritzi mit würdevoll beleidigter Miene ihre Ansicht ab.

„Nein, diese Kinder!" rief Tante Elise.

Die Suppe stand auf dem Tisch, das Gebet war gesprochen.

„Kinder," begann Großpapa während der Suppenaustheilung, „jetzt müßt Ihr ‚stad' sein. Das ist Fischsuppe!"

„So—oh—oh?"

„Eßt Ihr sie nicht gern?"

„Mir ha'm lieber eine Sprechsuppen," gestand Mizzi freimüthig.

„Warum därf ma' denn bei einer Fischsuppen nix reden?" fragte Lizzi, sich dabei in den höchsten Discant versteigend.

„Wegen die Gräten!" belehrte Fritzi.

„Weil die Fisch' auch nie nix auf uns red'n," meinte Lizzi dagegen.

„Zu Haus red'n mir immer, wenn wir Fisch' haben thun," erzählte Mizzi.

„Ja, zu Haus redet Ihr überhaupt den ganzen Tag!" sagte Tante Elise.

„Jetzt eßt und schaut, daß Ihr keine Gräte schluckt!" mahnte Großpapa.

Sie löffelten in großer Eile und stumm ihre Teller leer.

„Großpapa!" schrie endlich Lizzi in kunstvoller Steigerung des Tones. „Es war'n ja dah keine D'äten in der Supp'n!"

„Nicht?" machte Großpapa sehr erstaunt. Und nach einer Pause: „Der Fisch wird halt keine gehabt haben!"

„Fisch' ohne Gräten!" sagte Fritzi kopfschüttelnd und bedeutungsvoll.

„Das kennen mir schon!" rief Mizzi schlau, die mageren kleinen Hände mit der inneren Fläche nach auswärts in die Luft hebend, die classische Abwehrgeberde.

„Ja, das sind Schläg'," erklärte auch Lizzi verständnißinnig.

„Hast das am End' nur zagt, damit mir nix reden thun?" forschte Mizzi mit aufkeimendem Verdacht.

„Ah, behüte!" vertheidigte sich Großpapa scheinheilig.

Jedenfalls entschädigten sie sich nun ausgiebig, indem sie Alles berichteten, was seit einer Woche im Hause vorgekommen war, wobei sie natürlich an großem Stimmaufwand wetteiferten.

„Die Kathi macht ihre vierzehn Täg'," piepste Lizzi.

„Ah, die geht auch schon wieder?"

„Die Mama hat ihr auf'zagt!"

„Warum?"

„Nein, sie hat auf'zagt!"

„Warum?"

„Nein, die Mama hat ihr auf'zagt!"

„Warum?"

„Weil sie einen Tousin hat!" zirpte Lizzi mit unglaublich wissender Miene.

„Ah, hm!" räusperte sich Großpapa.

„Nein, weil die Mama nicht haben will, daß der Cousin in die Küche kommen thut . . ."

„Nein, weil der Cousin ein Soldat is," sagte die dritte Stimme.

„Die Marie, was mir früher g'habt ha'm, hat auch einen Cousin g'habt . . ."

„Der Tousin war aber kein Soldat nicht . . ."

„Sondern?"

„Ein Tißler. Er hat mir ein' Puppensessel demacht, und immer ‚O, du lieber Auduſtin' desungen."

„Und die Pepi," kramte Mizzi weiter in ihren Erinnerungen, „die hat einen Soldaten g'habt, aber der war kein Cousin, . . . sondern der Freund von ihrem Bruder."

Großmama verbat sich jetzt das Gespräch. Die zum Rindfleisch erschienenen „Kipfelerdäpfel" gaben den Gedanken des Dreiblattes ohnehin eine andere Wendung.

„Mir därfen sich nie so krumm halten wie die da," schmollte Mizzi, „und Kipfelerdäpfel sind doch besser als andere."

„Mohnkipfel sein auch gut," sagte Fritzi träumerisch.

„Und Nußtipfel!" rief Lizzi mit echter Begeisterung.

„Ihr schwärmt für das Krumme, seh' ich," versetzte Großpapa streng. „Kinder, Kinder, der gerade Weg ist der beste. Merkt Euch das!"

„Mir geh'n eh' am liebsten durch Durchhäuser!" erklärte Mizzi.

„Wo die Wertel spül'n thun!" ergänzte die Kleinste.

„O jemine!" rief Großpapa aus. „Geschmäcker gibt es auf dieser Welt!"

Im Wohlgefallen an dem jetzt folgenden „Millirahmstrudel" waren alle einig.

Lizzi blamirte sich darauf ein wenig, weil sie dem guten Großpapa einreden wollte, daß sie auch Strudel machen könne, sich aber bei der näheren Erklärung des Vorganges etwas verwirrte.

„Aber helfen thun mir immer," behauptete nun auch Mizzi. „Mir ha'm zu Haus heut' auch Strudel. Ich hab' mitgezupft."

„Und dann t'iegen mir ein' Tinderstrudel," quietschte Lizzi.

„Wo Kinder d'rin sind?"

„O na—a! Ein danz tleinen mein' ich. Heut' wer'n ihn z'Haus die Greteln essen thun."

„Guten Appetit!" lächelte Großmama.

„Magst Du noch Strudel, Fritzi?" frug Großpapa.

„Ich kann schon nimmer weiter," sagte Fritzi, schob aber ihren Teller mit großer Behendigkeit vor. Mizzi

that getreulich desgleichen, Lizzi nicht minder. Sie ließen sich auch die zweite Auflage gut schmecken.

Zum Nachtisch gabs Aepfel und Birnen. Großpapa vertheilte sie nach der Größe. Lizzi sah daher ihren Apfel, der lächerlich klein gerathen war, ziemlich betrübt an.

„Der muß noch jung sein!" sagte Mizzi, der Witzbold.

„Warum?"

„Weil er noch so klein ist. Heb' ihn dir auf, Lizzi, vielleicht thut er noch wachsen."

„'s is a Zwerg, der waxt nimmer", antwortete Lizzi, kopfschüttelnd und biß allsogleich hinein. Ihre Miene erheiterte sich aber erst, als sie den zweiten Apfel erhielt.

„Ah so, der d'hört dazu!" sagte sie erfreut. „Das ist was anderes."

„Zicklein, seid ihr satt?" fragte Großpapa alsdann.

„O ja! So-oh-oh satttt!"

„Aber ein Stückerl Torte könntest Du doch noch essen, nicht?" wandte sich Großpapa an Fritzi.

„Nit um a G'schloß!" rief Fritzi.

„Und Du?"

„Nit möglich! Ich bin satt bis daher," betheuerte Mizzi, sich über die Stirn fahrend.

„Aber Du, Lizzi? Nicht? Wenn ich Dich recht schön bitt'?"

„Weißt, D'oßpapa, weil 's Du's bist!" entgegnete das gefällige Kind. „Ein danz, danz kleines S-tückerl." Sie bezeichnete ihren winzigen Fingernagel. „Nur so viel!" Und harrte des Kommenden!

„Schön," sagte Großpapa kühl. „Es ist aber keine da."

Tableau!

Theils aus getäuschter Erwartung, theils aus Beschämung über die Fopperei brach Lizzi in Thränen aus und war kaum mehr zu beruhigen. Auch fühlte sie sich zu sehr beleidigt, um ein Versöhnungsopfer in Gestalt einer durchaus nicht zwerghaften Birne anzunehmen.

„Nein, so was!" riefen auch Fritzi und Mizzi etwas verstört, theils durch Lizzis Thränen, theils weil sie sich heimlich mitgetroffen fühlten, denn wenn die Torte einmal da gewesen wäre — wer weiß? — dann hätten sie sich wohl auch noch erweichen lassen . . .

So endigte das heitere Diner bei Großpapa mit einem Thränenspritzer, und noch zum Abschied that Lizzi es dem Großpapa kund und zu wissen, daß sie ihm ihr Vertrauen vollständig entzogen habe.

„Ja, Du machst alleweil solche Spasseteln," brummte Mizzi im Unglücksrabenton.

Und sie schieden mit der dreidrähtigen Versicherung „Wirst sehen, mir lassen sich nimmer von Dir foppen!"

Großpapa lachte sorglos. Er wird sie schon wieder drankriegen bei nächster Gelegenheit!

Ihr erster Roman.

„Herr Weidenberger, waren Sie schon einmal verliebt?“ fragte ein sehr hoher Sopran.

„Hm!“ Lebhaftes Hüsteln. Bei sich dachte er spöttisch: „Was der Fratz Alles zu wissen verlangt!“ Laut aber sagte er gelassen, in tiefstem Baß: „Weshalb fragen Sie das, Fräulein?“

Man nannte sie nämlich Fräulein, trotz ihrer vierzehn Jahre, einige Wochen darüber nicht zu vergessen. Sie war Conservatoristin, das erklärt Alles. Und gar Violinschülerin im letzten Jahre, Abiturientin, muthmaßlicher erster Preis! Also war es kein Wunder, daß man sie Fräulein titulirte. Dennoch nahm Herr Weidenberger Anstand, der jungen Dame, die er in seinem unhöflichen Innern so ganz anders betitelte, einen Einblick in seine Herzenserlebnisse zu gewähren. Blos darum, weil er nicht recht wußte, wie er sich da herauswickeln sollte, und weil sie gar so dringend gefragt, hätte er am Ende doch noch ein unvorsichtiges Wörtchen fallen lassen, wenn

nicht ein Blick auf ihre kurzen Röckchen, die oberhalb der sechzehnknöpflichen Schuhe noch eine Handbreite des schwarzen Strumpfes frei ließen, ihn zur rechten Zeit zurückgehalten hätte. Er sagte daher nur vorwurfsvoll: „Liebes Fräulein, wie alt sind Sie denn?"

„Ist das auch eine Antwort?" fragte sie ebenso vorwurfsvoll zurück. „Wie kommt denn das dazu?

„Sehen Sie das wirklich nicht ein?" lächelte er.

„Ich sehe, daß Sie mir nicht antworten wollen"! schmollte sie mit vorgeschobener Unterlippe.

„Und ich sehe dasselbe."

„Weil ich es eigentlich selber nicht mehr weiß."

„Begreiflich! Das Alter von Wunderkindern und Primadonnen . . . Unbestimmteres gibt es nicht . . ."

„Im Conservatorium bin ich zwölf!" meinte die Kleine nachdenklich. „Auf den Concertprogrammen werde ich noch nächstes Jahr elfjährig sein, aber ganz im Geheimen bin ich schon vierzehn geworden."

„Wann?"

„Vor drei Wochen. Sagen Sie's nur Niemandem, sonst krieg ich's von der Mama. Die Mama möcht' mich am liebsten in einen Wiegenkorb stecken . . ."

„Und die Violine dazu, nicht wahr?"

„Natürlich! Aber ich möchte gern ein bisserl älter sein. Zwar vierzehn ist schon ein respectables Alter. Nicht?"

Er enthielt sich jeder Meinungsäußerung darüber und brachte es sogar fertig, nicht zu lachen; denn er war ein sehr ernsthafter junger Mann. Die Kleine jedoch fuhr

fort: „Ich seh' sogar noch älter aus. Man könnte mich wirklich für fünfzehn halten. Glauben Sie nicht?"

Diesmal blickte er von seiner Höhe doch lächelnd auf die kleine Violonistin hinab, die so würdevoll ihren Kasten trug.

„Eine Riesin sind Sie gerade nicht, Fräulein Riedel . . ."

„Ach, nennen Sie mich nur Mimi!" sagte sie herablassend. „Ich weiß ja, daß man mich hinterrücks die ‚rothe Mimi' nennt. Und oft sagt man mir's sogar ins Gesicht . . ."

„Sie haben gar keine rothen Haare!" tröstete er.

„Just darum macht es mir Spaß, die ‚Rothe' genannt zu werden. Denn wenn eine wirklich roth ist, so recht brandroth, daß man gleich nach der Feuerspritze schreien muß, wenn man sie anschaut, dann traut sich Niemand, es vor ihr zu erwähnen. Welches ist Ihre Lieblingsfarbe?" fragte sie nun mit einem forschenden Blick ihrer lichtbraunen Augen zu ihm empor.

„Meine Lieblingsfarbe?" wiederholte er zerstreut. „Himmelblau!"

‚Blaue Haare gibt es ja nicht!"

„Ach so!" sagte Herr Weidenberger. Und dann wieder nichts. Die rothe Mimi schmollte darob ein wenig und ließ ihn stumm neben sich hergehen. Aber als sie von ferne die gewisse Straßenecke erblickte, wo sich der Weg des jungen Mannes von dem ihrigen abzweigte, fand sie es angemessen, ihre Zurückhaltung aufzugeben.

„Die Harmonie-Aufgab' ist diesmal wieder so schwer!" rief sie seufzend, mit der affectirten kleinen Miene, die sie während des ganzen Gespräches immer von Neuem wieder aufzog, wenn sie unversehens in ihr natürliches Wesen zurückfiel: „Sie haben keine Ahnung!"

„Vielleicht doch!" versetzte der junge Mann lächelnd. „Soll ich's probiren, Fräulein Mimi?"

„Ja!" rief sie enthusiastisch, und mit dringender Bitte setzte sie hinzu: „Gelt, Sie schreiben mir eine prachtvolle Oberstimme zu meinen Accorden, eine haarsträubend schöne, noch nie dagewesene."

„Wenn aber der Professor dahinter kommt?"

„Keine Spur!" beruhigte sie ihn mit der gewöhnlichen Ungläubigkeit der Schüler dem Scharfblick der Lehrer gegenüber. „Mir traut er Alles zu. Und, bitte, schreiben Sie mir dann auch noch außer der wunderbaren eine gewöhnliche, so eine zum Achselzucken . . ."

„Wozu denn das?"

„Zum Abschreiben für die Anderen. Meine reizende Stimme, die Sie mir geschrieben haben werden, die laß' ich Niemanden ansehen, und sie schreiben doch Alle von mir ab. Ich sitz' mitten drin unter einem ‚Schiepel' Sängerinnen, und die haben keine Ahnung von der Harmonie. Wenn sie sich selbst etwas ausdenken, so sind es gewiß parallele Quinten oder sonst etwas Polizeiwidriges, so daß der Professor die Hände ringt oder ironisch wird. Und das mag ich nicht, denn sie sind Alle recht nett mit mir, gar nicht stolz, besonders die Möller. Wissen Sie,

sie ist schon nach Braunschweig engagirt. Oder nach Stuttgart? Na einerlei, das ist ja ohnehin nicht weit von einander. Ja, die ist mir die liebste. Wir sind schon fast Freundinnen zusammen. Und — denken Sie — die Fiedlerinnen sehen mich über die Achseln an, weil ich ein bisserl jünger bin als sie. So was!"

„Fräulein Möller ist aber doch ein wenig zu — erwachsen, um Ihre Freundin zu sein . . ."

„O, das macht nichts!" versicherte Mimi. „Das Alter hat gar nichts zu sagen. Mein Ehrenwort!"

„Ja, wenn Sie Ihr Ehrenwort geben . . ."

„Ich bin wirklich kein Kind mehr!" behauptete die kleine Violonistin mit strengem Ernst. „Es kommt darauf an, wie man ist, nicht wahr? Zum Beispiel die Nelly Necker und die Theresina Mia . . ."

„Wer?"

„Ja, sehen Sie, sie heißt doch Therese Mein, nennt sich aber Theresina, und da haben wir das ‚Mein' auch gleich italienisirt. Also die Zwei, die werden noch mit siebzig Jahren Fratzen sein, und der Professor sagt immer, daß ich . . ." O, diese Ecke! Sie schnitt ihr den Satz in der Mitte ab. „Sie wollen mir also wirklich nicht sagen . . ."

„Was, Fräulein Mimi?"

„Ob Sie . . . Sie wissen schon!" Und der kleine Mund zog sich zusammen, bis er nicht größer war als eine Wald-Erdbeere.

„Das? Nein das kann ich Ihnen nicht sagen!" versetzte Herr Weidenberger ungerührt.

„Aber warum denn nicht?"

„Aus Gründen, aus guten Gründen!"

„Ah, aus Gründen!" wiederholte Mimi erfreut und heftete die braunen Augen fest auf sein interessantes Gesicht. Die guten Gründe stellten sie zufrieden. „So vergessen Sie wenigstens nicht an meine Harmonie. Reizend machen Sie sie, nicht wahr? Großartig! Der Professor muß ‚paff' sein. Ja?? Ich bitte Sie recht schön! Ja???" bettelte sie echt kindisch. Plötzlich aber erinnerte sie sich, daß sie kein Kind mehr sei, nahm eine ernste Miene an, neigte stolz anmuthig das von einem schief aufgesetzten Seehundsmützchen bedeckte röthliche Haupt und ging, sehr zufrieden mit diesem Schlußeffect, der von zwei Officieren mit Ergötzen beobachtet worden war, von dannen. Herr Weidenberger that seinerseits höflich grüßend desgleichen.

„Jetzt hab' ich ihm doch imponirt!" triumphirte Mimi innerlich. „O, ich hab' mir gut gemerkt, wie die Möller grüßt. Ganz so muß es ausgesehen haben. Ach Oswald!"

Wenn sie gewußt hätte! Derjenige, welcher jetzt, dem Instinct der Dankbarkeit folgend, mindestens „Ach, Mimi!" hätte seufzen müssen, murmelte statt dessen im Weitergehen die Worte: „Komisches Pflänzchen!" vor sich hin.

„Gründe hat er!" fuhr Mimi in ihrem Selbstgespräch fort. „Und das ‚Ihnen' hat er so betont, so gewiß, als ob . . ." Sie wagte den Satz nicht auszu-

denken, denn der Gedanke war gar zu entzückend. „Was könnte er sonst für Gründe haben? Er sagte es so bedeutungsvoll und sah mich dabei an. Was der große Officier zu dem Anderen gesagt hat? Etwas über mich, das ist Nummer Sicher! Ich bin doch kein solches Kind mehr. Er schreibt mir auch immer die Harmonie-Aufgaben. Wie wunderbar von ihm! Ach, Oswald!"

Ach, Oswald! Das läßt keinen Zweifel übrig. Sie war verliebt, die rothe Mimi. Gar nicht zu verwundern bei einem so frühreifen Genie. Frühreif war sie nämlich unbedingt, und als Genie galt sie auch, mindestens bei ihrer ganzen Sippe bis ins vierzehnte Glied, und diese zahlreiche Gemeinde verbreitete den Ruf von Mimis Genialität mit großem Eifer in der ganzen Welt. Ueberflüssig war es gerade nicht, daß die guten Leutchen es Jedermann brühwarm erzählten, daß Mimi ein Genie sei; denn wer dies nicht wußte, dem konnte es leicht beifallen, sie für ein ganz gewöhnliches kleines Mädchen zu halten. Besonders, wenn ihre röthliche Mähne nicht offen über ihre Schultern wallte. Mimi hatte zwar hübsche braune Augen, die sehr pfiffig dreinschauten, aber das bewußte Kainszeichen des Genies hätte man auf ihrer unschuldig gewölbten Kinderstirne umsonst gesucht. Da auch besagte Mähne nicht immer als Aushängeschild fungiren konnte, so war es gut, daß Mimi um nicht wirklich — Gott behüte! — mit einem gewöhnlichen kleinen Mädchen verwechselt werden zu können, auf Schritt und Tritt ihre Geige mit sich schleppte. Die Geige ist über-

haupt ein praktisches Instrument. Sie ist erstens ungleich leichter auf einer Cabinet-Photographie anzubringen als das plumpe Clavier; sie steht einer jungen Dame viel besser zu Gesicht als dieses, und ist endlich noch immer ziemlich — selten. Mimi fühlte sich deshalb auch ihren Conservatoriums-Colleginnen vom Flügel unendlich überlegen, und wenn sie mit einer derselben auf der Ringstraße einen Gruß tauschte und Mama fragte, wer es gewesen sei, antwortete sie stets mit Geringschätzung: „Blos so eine Clavierzimblerin!" wenn sie nicht gar „Claviergretel" oder „Tastenprinzessin" sagte. Die Gesangsschülerinnen dagegen standen sehr hoch in ihrer Achtung. Erstens musikalisch, denn sie brauchten doch nicht blos auf die Tasten loszuschlagen, sondern mußten ihren Ton selbst bilden, und dann auch wegen des weltlichen Raffinements, das in ihrem ganzen Wesen lag. Sie waren nicht nur über jeden Zweifel hinaus erwachsen, sondern athmeten auch in einer Treibhaus-Atmosphäre von Verwöhnung. Zugleich Künstlerin und kostbares Instrument, durften sie eine Behandlung beanspruchen wie lauter unbezahlbare Amatis. Der Nimbus künftigen Ruhmes lag über ihren Stirnen. Zwar am Ruhme lag Mimi eigentlich nicht viel. Den hatte sie so gut wie in der Tasche. Aber sie hörte so oft von Baronen und Grafen, die sich in Theaterdamen verliebten. Das war's. Die Gesangsschülerinnen waren ihr — sagen wir es offen — hauptsächlich interessant als Wesen, in die muthmaßlich schon Jemand verliebt war und in die künftig noch sehr Viele verliebt sein würden.

Wenn solch ein frühreifes Genie sich unter lauter Erwachsenen herumtreibt und von seinen Altersgenossen durch einen Abgrund von Verachtung getrennt wird — wie sollte sie, der die schwersten Paganini-Concerte nur Kinderspiel waren, nicht die blutigen Anfänger verachten, die sich noch mühsam durch den Quintenzirkel der Scalen hindurchwanden und denen eine Vorzeichnung von drei Kreuzen schon ein schweres Kreuz war? — so kann sich zur Frühreife des Könnens leicht eine Vorzeitigkeit des Empfindens oder mindestens des Empfindenwollens gesellen. Mimi wußte nicht nur sehr früh, was Verliebtsein ist, sie erkannte es auch sogleich mit unfehlbarer Sicherheit, wenn Einer in Eine verliebt war; sie ahnte den Inhalt jener Gespräche, welche die „Großen" miteinander führten, wenn sie in einer Ecke die Köpfe zusammensteckten, und war wüthend, daß man sie von Unterhaltungen, die sich um „Liebe" drehten, ausschloß, als ob sie davon nichts verstehen könne. Sie, und so etwas nicht verstehen! Jede von ihren Colleginnen war bereits ein- oder mehrere Male verliebt gewesen. Selbst Nelly, durchaus keine Schönheit, kam nie ohne Theerose zur Stunde, und der Name eines Cousins mengte sich mit großer Beharrlichkeit in alle ihre Gespräche. Und daß Theresina Mia, sie, von welcher der Professor satirisch zu sagen pflegte, daß sie niemals eine Tua werden würde, ganz heillos in eben denselben satirischen Professor „verschossen" war, das pfiffen doch schon die Spatzen auf dem Dache. Längst war es nun Mimis Ueberzeugung,

daß es auch für sie die höchste Zeit sei, sich zu verlieben, damit man sie nicht mehr so sehr als unerfahrenes Kind behandeln könne. Und nachdem sie einmal fest dazu entschlossen war, fahndete sie ohne Zeitverlust nach einem Gegenstand. Doch da sie im Grunde von Natur aus sehr kritisch angelegt war, begnügte sie sich nicht mit irgend einem halbwüchsigen Collegen von der Fiedel, und in den Professor selbst wollte sie sich nicht verlieben, weil ihr genau bekannt war, daß man mindestens sechzehn sein mußte, um ihm auch nur einen einzigen „unmusikalischen", einen Privatblick abzugewinnen. Und sechzehn zu sein, diesen Luxus konnte sie sich dermalen noch nicht erlauben.

Da hatte ein Zufall sie mit Oswald Weidenberger, dem hoffnungsvollen Compositions-Zögling, in Berührung gebracht. Sie spielte nämlich an einem der üblichen Vortragsabende den Violinpart einer von ihm componirten Sonate, während er selbst die Clavierbegleitung übernommen hatte. Sie machte sich sehr gut da oben auf dem Podium, die kleine Mimi, in ihrem weißen Bébé-Kleidchen, halbkreisförmig umwallt von ihrem entfesselten Kraushaar. Wenn sie spielte, war sie überhaupt eine Andere als sonst. Oswalds Composition war im Gegensatze zu anderen Anfängerwerken nicht schwierig zu spielen, aber es lagen musikalische Ideen, es lag Melodie und Empfindung darin, und um diese den Aufhorchenden zu Gehör zu bringen, hätte er sich keinen geeigneteren Dolmetsch finden können, als dieses vierzehnjährige Mädchen, welches im Privatleben ein Backfischlein von so naiver

Verdorbenheit war. Ihre Geige sang ihm aus der Seele heraus. Daß Mimi beim Spielen bereits alle die affectirten kleinen Mätzchen älterer Virtuosinnen angenommen hatte, das sah er nicht, weil er ihr den Rücken zuwandte. Als Beide das Podium verlassen hatten und hinter demselben standen, geschützt vor den Augen des Publicums, nahm der junge Mann dankbar die Hände des kleinen Mädchens und sagte mit einer bei dem stillen Menschen seltenen Lebhaftigkeit und Wärme: „Ich danke Ihnen, Sie sind eine liebe, kleine Zauberin!"

Von diesem Abend an stand es bei Mimi fest, daß Oswald Weidenberger für sie das geeignete Verliebungsopfer sei, und seine anerkennenden Worte schienen ihr nichts Anderes als den Anfang eines zarten Gefühles bei ihm selbst zu bedeuten. Sie benützte dies vorerst dazu, sich von dem jungen Manne ihre Harmonie-Aufgaben machen zu lassen, um von der Sache doch auch einen praktischen Nutzen zu haben, und schwärmte sich dann tapfer in die Verliebtheit hinein. Wenn sie nach einem Auseinandergehen wie dem heutigen „Ach, Oswald!" geseufzt hatte, so hielt sie sich für so verliebt, als man nur sein kann. Dies genügte ihr aber nicht; ihre Gefühle mußten auch erwidert werden, und allgemach glaubte sie in der That, daß dem so sei. Sie gab sich auch alle Mühe, es der Necker und der Mein einzureden. Das ging aber nicht so leicht; denn es waren ein Paar schrecklich ungläubige Dinger. Nicht einmal die Oberstimme, die Oswald ihr diesmal schrieb, überzeugte sie.

Allein bald kam der Tag, wo ihnen der Staar gestochen wurde! Das war ein großer, ein bedeutungsvoller Tag! Sie fand an demselben in ihrem Violinkasten einen Brief mit ihrem Namen als Adresse, einen Brief mit männlichen Schriftzügen! Er trug die Aufschrift: „Theuere Mimi!" Und das Uebrige konnte sich auch sehen lassen. Der Schreiber theilte ihr mit, daß sie einen großen Eindruck auf ihn gemacht, Gefühle in ihm erweckt habe, die er nicht mehr verschweigen könne. Kurz, eine Liebeserklärung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Unterschrieben war das Schriftstück mit O. W. Antworten sollte Mimi poste restante Wieden unter derselben Chiffre. Weil sie aber immer von böswillig spähenden Blicken umgeben wären, so sollte sie im mündlichen Verkehre gar nichts merken lassen. Die Phrasen dieses Briefes berauschten Mimi, und auch Nelly und Theresina mußten jetzt zugestehen, daß Oswald Weidenberger thatsächlich in Mimi verliebt sei, und daß sie selbst froh wären, wenn sie einen solchen Brief erhalten hätten. Mimi erwiderte darauf, unter dem Vorwande, eine Aufgabe zu schreiben, Folgendes:

„Theurer Oswald!

Es freut mich sehr, daß Sie in mich verliebt sind, weil die Nelly und die Theresina jetzt einsehen das ich recht gehabt habe. Ich habe es mir schon lange gedacht seit der Zauberin aber ich hab' es doch nicht geglaubt weil Sie mir manchmal gar nicht so forgekommen sind und bin sehr froh das ich es

ganz sicher weis und daselbe bei mir auch der Fall ist schon sehr lang. Sagen werde ich niemanden nichts weil Diskrezion doch Ehrensache ist nur der Theresia Mia und der Necker und auch der Fräulein Möller damit sie doch mehr Respect vor mir hat und nicht mehr glaubt, das ich ein kleines Mädel bin. Und die Harmonieaufgab' dürfen Sie mir auch wieder machen. Recht schön, nicht war? Wenn sie dann eine Oper geschrieben haben wie Lohengrin nur viel schöner und ich eine Virtuosin bin und Concerte gebe in Brüssel, in Paris, in Linz und noch viel weiter, dann können wir heiraten. Das kommt oft vor und die Mama erlaubt es auch wenn ich sie sehr bitte und fleißig üb! Wollen Sie?"

In diesem Stile ging es fort, vier Seiten lang, mit nur sehr wenig Ruhepausen, denn die Beistriche waren bei ihr nur da, um nicht da zu sein. Auch war sie überzeugt, der Empfänger sähe einzig auf die Gesinnung und nicht auf die Orthographie. Sie kränkte sich blos, daß sie nicht so schöne Phrasen gebraucht hatte wie Er, und nahm sich vor, das künftig besser zu machen. Die Conservatoristinnen sagten in den nächsten Tagen mit großer Uebereinstimmung, mit der rothen Mimi sei jetzt gar nicht mehr auszukommen vor lauter Stolz und Einbildung. Ja sogar den Gesangsschülerinnen, denen sie sich sonst so kindlich schmeichelnd angeschmiegt hatte, trat sie nun mit einer solchen Miene von Wichtigkeit gegen-

über, daß man wohl sah, sie fühlte sich ihnen ebenbürtig.

Oswald Weidenberger hielt das verabredete Schweigen gründlich. Er sah sich sogar viel weniger auf Mimi um als sonst, und wenn sie sich nicht enthalten konnte, eine leise Anspielung zu machen, so that er, als verstehe er dieselbe nicht. Der schriftliche Verkehr hingegen ging in sehr raschem Tempo weiter. Schon nach zwei Tagen fand Mimi in ihrem Violinkasten einen noch viel längeren und schöneren Brief, den sie umgehend beantwortete. Sie ahmte, so gut sie konnte, den erhabenen und gefühlvollen Stil ihres Correspondenten nach, und es gab dann jedesmal einen sehr eigenartigen Effect, wenn sie plötzlich in den echten Mimi-Ton zurückfiel. Oswalds Briefe wurden bald immer feuriger und schwulstiger, und seine Phrasen verwickelten sich in einander in unentwirrbarem Knäuel, ein wahrer Rattenkönig. Allein je dunkler ihr Sinn war, desto mehr entzückten sie Mimi. Auch Nelly und Theresina, jetzt Mimis demüthig ergebene Vertraute, waren hingerissen. Allein Oswald schwieg nicht nur bombenfest weiter, sondern schüttelte sogar das Joch der Harmonie-Aufgaben eines Tages ganz unvermuthet ab, was Mimi, und mit ihr noch viele Andere, in große Verlegenheit brachte. Erstaunlich war es aber, daß Fräulein Möller — ebenfalls Mimis Collegin in der „Harmonie" — nicht zu diesen gehörte, sondern von jetzt an die wunderschönsten Aufgaben liefern konnte. Mimi fand dies nicht verdächtig. Sie wußte zwar, daß die Möller sich diese Aufgaben von

Jemandem schreiben lasse, doch wer es war, ahnte sie nicht. In dem Entzückungstaumel, in welchen sie Oswalds Briefe versetzten, dachte sie gar nicht darüber nach. Ihre Mama wunderte sich sehr, wie eifrig Mimi jetzt Aufgaben schrieb, sie, die sonst keine Feder in die Hand nehmen wollte.

Mimis Geheimniß hatte bereits in allen Schulzimmern Mitwisserinnen, und dies machte sie stolz, zu stolz vielleicht. Und gerade das war ihr Verderben, denn der Sturz von einer solchen Höhe konnte nicht ausbleiben! An einem Vortragsabende sang Fräulein Ada Möller zwei Lieder, die Oswald Weidenberger componirt hatte. Sie sang mit so süßer, frischer Stimme, daß Braunschweig oder Stuttgart — welche der beiden Nachbarstädte eben ihr Zukunftsaufenthalt sein mochte — zu dieser Acquisition aufrichtig beglückwünscht werden durfte. Auch sie begleitete der junge Componist selbst. Auch sie erntete stürmischen Beifall. Das Alles war in der Ordnung, nur etwas war dabei nicht in der Ordnung, wenigstens überflüssig. Als Mimi nämlich nachher in das verlassene Künstlerzimmer trat, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß Oswald, ihr Oswald, der jungen Sängerin die Hand küßte, und sie mit einem Blick anschaute, mit einem Blick! — Mimi hätte nicht der erfahrene Liebesdetectiv sein müssen, der sie war, um nicht zu erkennen, daß Er in die Möller verliebt war, verliebt in eine Andere!

Mit ihrem noch zurückgehaltenen Zorne fiel Mimi einer Pianistin in die Hände, die längst darnach brannte, ihre ganze verachtete Gattung an der kleinen Uebermüthigen

zu rächen. Diese zog sie in einen Winkel und ermahnte sie scheinbar gutmüthig: „Geh', laß' Dich nicht mehr so foppen! Siehst Du nicht, daß der Weidenberger in die Möller verliebt ist? Und die Briefe, weißt Du, die schreiben die Necker und die Mein, und sie holen Deine von der Post und lachen sich halb krank darüber. Das ganze Conservatorium hat sie schon gelesen, sogar der Schuldiener."

„Sogar der Schuldiener?!" Schrecken der Hölle! Mimi stand starr.

„Sie sagen, sie wollen jetzt nicht mehr schreiben, es ist ihnen schon zu fad! Und der Weidenberger, der weiß gar nichts davon!"

Er wußte nichts davon? Das auch noch? Nicht einmal Vorwürfe sollte sie ihm machen, dem Treulosen? Denn treulos blieb er ihr trotz aller Aufklärungen!

Sie rannte nach Hause und erzählte in ihrer Aufregung Alles der Mama, ließ sich auszanken und trösten und verschlief dann die Geschichte mit einer Leichtigkeit, die eigentlich ein vierjähriges und nicht ein vierzehnjähriges Herz anzeigte. Daß Mama die übermüthigen Colleginnen beim Director verklagte, nein, das wollte sie nicht; denn hängen und köpfen wäre ihr als eine minder schreckliche Strafe erschienen, aber ihre Ansicht sagte sie den Beiden des anderen Tages gründlich. Sie mußten auch ihre Autogramme herausgeben. Mama nahm dieselben in Empfang, und was sie mit ihnen anfing, das ist ihre Sache. Als es sich jedoch um das Schicksal der Fälschungen handelte und Mama verlangte, Mimi sollte sie zerreißen

und verbrennen, da weigerte sie sich entschieden. Obgleich sie den Schreiberinnen derselben, diesen heimtückischen Ränkeschmiedinnen, ewige Feindschaft geschworen hatte, sträubte sie sich doch dagegen, ihr Machwerk zu vernichten. Ebenso wie ihr Oswald als Treuloser galt, obgleich er an der ganzen Sache unschuldig war, ebenso blieben ihr die verhängnißvollen Schriftstücke — *seine* Briefe. Sie konnte ihnen, die ihr eine so angenehme Täuschung verschafft hatten, nicht gram werden.

Es war doch köstlich, solche Briefe bekommen zu haben. Sie hätten ja schließlich auch echt sein — können. Nein, vernichtet durften sie nicht werden. Und so bewahrt sie sie denn noch immer in ihrem Geheimfach auf als Erinnerung an — ihren ersten Roman.

Verschiedene Ansichten.

Bei Langhammers war Krankheit eingekehrt. Die kleine schwarze Mizzi, das Mittelblättchen des Töchtertrifoliums, lag seit zwei Tagen zu Bette, und da die Gefahr einer Ansteckung drohte, sollten die gesunden Schwestern von der kranken möglichst ferngehalten werden. In diesen Fällen ist es sehr gut, wenn die Mama noch eine Mutter hat, und da die Trifolium-Mama im Besitze einer solchen war, schickte sie ihre Aelteste und ihre Jüngste einfach als Logirbesuch zu den Großeltern.

Diese und die ledige Tante saßen noch beim Frühstück, als die längliche braune Fritzi und die ganz kugelrund gerathene Lizzi — der Beistrich und das I-Pünkterl nannte sie Großpapa — geräuschvoll angerückt kamen und sehr entschieden erklärten, sie würden nun bis auf Widerruf das großelterliche Haus dauernd mit ihrer Anwesenheit beglücken. Bei dieser Mittheilung lagerte sich über Großmamas Gesicht ein Ausdruck, den man höchstens Resignation, in keinem Falle aber helle Freude

nennen konnte, während das vollkommene Gesichtsoval der ledigen Tante, die den Logirbesuch in ihrem Zimmer aufzunehmen hatte, in Folge einer merkwürdigen Naturerscheinung gut um ein viertel Meter länger wurde. „Hat denn die Mizzi wirklich einen Ausschlag?" fragte sie unwirsch. „Oder ist das blos so eine Vorsichtsmaßregel?"

„Die Masern hat sie!" rief Fritzi aufgeregt. „Richtige ordentliche Masern. Der Doctor hat g'sagt, es wird hübsch lang dauern."

„Das arme Kind!" sagte die Großmama mitleidig. „Ist die schon wieder krank!" Fritzi zuckte überlegen die Achseln. Die großen Leute waren doch oft recht sonderbar. „Ja, die is a armes Kind! Möcht' wissen!" sagte sie entrüstet. „So? Vielleicht nicht? Wenn sie so eine schwere Krankheit hat?" fragte Tante Elise.

„Grad' desweg'n!" entschied Fritzi. „Was glaubst, Tant', das war a großes Glück für die Mizzi, daß sie so schwer krank wor'n is . . . Der wär's sonst Montag schlecht 'gangen, wann's nit krank 'worden wär" . . . „Wieso denn?"

„Weil's keine Aufgab'n g'macht hat und nix g'lernt hat über'n Sonntag," antwortete Fritzi. „Nein gar nix hat's g'macht! Blos g'spielt hat's den ganzen Tag und immerfort ein' Kasperl ab'geben und Dummheiten 'trieben, und wie die Mama 's g'fragt hat, ob's denn nix ‚auf hat', hat's g'sagt: ‚Nein, gar nix . . .' Dann am Abend, wie mir schon im Bett g'leg'n sind, hat's so viel g'seufzt:

‚Je, oh je, wie wird's m'r morgen in der Schul' gehn? Oh je, die Fräul'n wird nit wenig greinen! . . .' A Riesenfurcht hat's g'habt! Und ich hab' g'sagt: ‚G'schieht D'r scho recht, weil'st die Mama so ang'log'n hast!' Es wär' ihr auch wirklich recht g'scheh'n . . . Aber zum großen Glück hat's in der Früh furchtbare Kopfschmerzen und Halsweh g'habt und was noch alles, und die Mama kriegt natürlich gleich Angst und laßt sie nit aufsteh'n. Is das nit a Glück? Wie soll die Fräul'n denn jetzt wissen, daß die Mizzi nix g'lernt und keine Aufgab'n nicht g'macht hat? So geht's bei ihr. Sie kann machen, was s' will, sie steht groß da . . ."

„Das ist aber auch eine Kunst, wenn ein so kleines Mädel groß dasteht," witzelte der Großpapa.

„Ich wär' gewiß in der Patsch' stecken 'blieben!" beklagte sich Fritzi. „Aber nein, sie kriegt die Masern, wie bestellt! Die Masern muß sie haben! Anders thut sie's nit! Der Glückspilz!"

„A so a Dlüdspüls!" seufzte auch Lizzi mit einer verzweifelten Anstrengung, das schwere Wort nachzusprechen, was ihr ja auch prachtvoll gelang. „Die Masern dauern a Monat oder wenigstens sechs Wochen, und ich hab' blos die Lampelblattern d'habt, wo man dlei wieda xfund is. . ."

„Lampelblattern?" forschte Großpapa: „Die Krankheit kenn' ich nicht . . ."

„Sie meint die Schafblattern," erklärte Fritzi, „aber weil sie noch zu jung is für a Schaf, so hat sie halt die Lampelblattern g'habt. Verstehst?"

„Kinder, seid doch nicht so dumm!“ mahnte Großmama: „Die Gesundheit ist das höchste Gut! Bedauern sollt Ihr die Mizzi, weil sie krank ist!“

„Nein,“ lehnte Fritzi die Zumuthung ab: „Ich bedauer' die Mizzi nicht! Mir sein zu bedauern, nicht sie... Sie legt sich in's Gitterbett mit mein Robinson, den ich ihr hab' geben müssen, und mir armen Hascherln wer'n fortg'schickt in die Fremd!...“

„Das ist ja recht schmeichelhaft für uns!“ meinte Großmama beleidigt.

„Ah, so is 's nit g'meint!“ tröstete Fritzi sie gnädig; „Ich bin ja so weit recht gern bei Euch, weil's bei Euch wieder ganz anders is wie bei uns z'Haus, aber sag' selber, Großpapa, ob das nit a himmelschreibende Ungerechtigkeit is, daß ich in die Schul' muß, wann bei uns die Masern sind... Bei meiner Freundin, weißt, bei der Poldi, sein's elf Geschwister. Wann da eins krank ist, dürfen die andern zwölf nit in die Schul' gehen... Und eins von ihnen is immer krank! Die haben a Leben! Wie komm' also ich dazu, daß ich in d'Schul' geh'n muß, wann die Mizzi Masern hat? Wann sie einmal in die Ferien krank wär', nacher wär's mir scho recht, weil's Ihr da am Land wohnt's und keine Schul' nicht is... Aber in die Ferien wird sie nit krank, oh nein, da hätt' sie nix davon... Oh, die is schlau!“

„So slau is sie, die Mizzi!“ bestätigte Lizzi: „Das hab' ich in mein Leben noch nit zehn, wie slau die is!“

„Wenn Du das in Deinem Leben noch nicht gesehen hast, dann muß sie sehr schlau sein!" bekräftigte Großpapa mit hohem Ernst: „Die Masern sind also ein unverdienter Glücksfall, der nur besonders bevorzugte Sterbliche trifft? Merkwürdige Ansicht!"

„Und die Schmerzen, die Mizzi ausstehen muß," erkundigte sich Tante Elise, „sind die nichts?"

„Schmerzen?" hohnlachte Fritzi: „Daß i nit lach'! Glaubst, die Mizzi is so dumm und kriegt a Krankheit mit Schmerzen?"

„Die Mizzi t'iegt blos T'antheiten, wo ma Tschotolad' und Malzbonbons essen därf," schmollte Lizzi: „Und ich wir' nur t'ank, wann ma a Landpattie machen tun . . . Dann dehn mir immer ohne mich, und ich muß alleinig z'Haus blei'm . . ."

„Ja, und die wehen Finger und die hohlen Zähn' krieg' alleweil ich," grollte Fritzi: „Wann ich krank bin, kocht m'r die Mama gleich ein' Tausendguldenkraut- oder ein' Kramperlthee . . . Bei der Mizzi gibt's blos Limonad' und Himbeerwasser . . ."

„Sie wäre doch froh, wenn sie gesund wäre, wie Ihr," sagte Tante Elise.

„So? Meinst?" höhnte Fritzi: „Sie hat zu mir g'sagt, wie der Doctor fortgangen is: ‚Etsch! Ich hab' die Masern und Du nicht!'"

„F'oh is sie, daß sie t'ank is!" zirpte Lizzi. „T'anke Tinder ha'ms dut . . . Die sein der Liebling . . ."

„Ja, und sixt Großpapa," fuhr Fritzi fort: „'s is auch wegen der Spielerei. Wann ma krank is, kriegt ma bei uns 'was, sonst nit . . ,"

„Mir scheint, das Christkind übergeht Euch nicht!" sagte Tante Elise strafend.

„Weihnachten is aber scho längst vorbei, und die Sachen sein bereits alle hin . . . Die Mizzi weiß: Ihr Namenstag, wo's wieder 'was gibt, is erst im August . . . Das is noch lang. Sie hat's eh' gut . . . Der meinige fallt grad' in' Herbst, wann ma die Wintersachen kauft, und da krieg' ich lauter nützliche Geschenke. So a Pechvogel bin ich."

„Ist das Pech, wenn man etwas Nützliches bekommt?" fragte Großmama. „Was Du für Reden führst, Fritzi!"

„Natürlich!" empörte sich Fritzi: „Ein' Hut oder eine Winterjacken müßt' ich ja so wie so haben. Da dazu brauch' ich kein Namenstag nicht. Namenstag is bei mir, wann ma nur Sachen kriegt, die nit nützlich sind!" — „Ich bin noch a d'ößerer Pechvogel!" rühmte sich Lizzi. „Ich hab' dar tein' Namenstag, und weil mich der Storch am T'isttag 'bracht hat, tieg' ich nur einmal im Jahr 'was . . ."

„Sei stad, Dein g'hört ja alles, bis mir's nimmer mögen oder schon zu groß dazu sind," tröstete Fritzi sie mit Erhabenheit. „Bis mir heiraten, kannst Du Dir alle alten Puppen nehmen, und 's Theater lass' ich Dir vielleicht auch da, wannst sehr brav bist . . . Aber wirst

sehen, Lizzi, die Mizzi wird jetzt so lang winseln, daß ihr langweili is und daß sie nix zum Spielen hat, bis die Mama hergeht und ihr alles kauft, was sie will, die neue Küche, den Herd und's G'schirr ... Und beim Papa kann sie sich auch besser einweimperln als wie mir ... Wann sie genug jammert, kriegt's vielleicht gar noch das Malbuch und den Farbenkasten, was sie scho' so lang haben möcht!..."

„Das ist ja gut für Dich!" meinte die Tante, „damit kannst Du Dich auch unterhalten ..."

„Bis ich nach Haus komm', hat sie die Farben schon wieder verpatzt ... Die schmiert alles an, was ihr unter die Händ' kommt, sogar ihr Nasenspitzel!"

„Hoffentlich doch nicht auch ihre Wangen!" sagte Großpapa mit einem Seitenblick, der die Tante sehr zu ärgern schien ... Warum wohl nur? Es ging sie ja gar nichts an ...

„Fritzi!" mahnte die Großmama nach einem Blick auf die Uhr: „Es ist Zeit zur Schule!"

„Ja, ja, ich geh' schon!" brummte Fritzi, unwillig ihren Schulranzen, den sie mitgebracht hatte, aufnehmend: „Heut' is grad' Rechenstund!... Ich komm' gewiß an die Tafel. Oh, ich weiß, was ich thu! Es hat in der Nacht g'regnet. Ich patsch' in alle Lacken hinein, damit ich auch krank wer!..."

„Und ich iß unreife Aepfel!" drohte Lizzi.

„Oh, Du Nockerl! Jetzt unreife Aepfel!" spottete Fritzi.

„Dann iß ich so lang Zuckerln, bis ich t'ank bin . . ."

„Wo wirst sie denn hernehmen? Han? Nein, ich weiß was," fuhr Fritzi mit unheimlich entschlossener Miene fort: „Ich lern' so lang, bis ich ganz hin bin. Dann wird's die Mama haben . . . Aber es g'schieht ihr scho recht. So anstrengen wer' ich mich, bis ich krank wer' vor lauter lernen. Werd's es seh'n!"

„Das ist eine gute Idee!" lobte Großpapa. „Das thu'! Nur krampfhaft lernen!"

Aber Fritzi mußte den Weg zur Erreichung ihres edlen Ziels wohl nicht sehr lockend finden, denn das langgedehnte „Sti—a—a—and!" — wie die Abschiedsformel „Küß' die Hand", mit der sie sich jetzt empfahl, in ihrem Mund lautete — hatte einen sehr mürrischen und unmuthigen Klang, und auch die kleine Lizzi schlich niedergeschlagen zum Fenster hin, um, auf einen Stuhl knieend und das Näschen an die Scheiben gedrückt, wahrscheinlich ein Auskunftsmittel zu ersinnen, wie man sich eine nette, angenehme, dauerhafte und natürlich schmerzlose Krankheit zuziehen und dadurch in den Besitz aller Vorrechte gelangen könnte, die dem Glückspilz Mizzi so unverdient in den Schoß gefallen waren.

Lächelnd blickten die Großeltern einander an.

„Krankheiten wünschen sie sich! Oh, Du mein Gott!" seufzte die Großmama.

„In unseren Jahren werden sie wohl auch mehr von dem Artikel haben, als ihnen lieb sein wird," meinte Großpapa.

„So ist es im Leben. Du, Elis', wer hat denn das gesagt: ‚Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle?' Der Goethe war's? Wird auch etwas Anderes damit gemeint haben, wie die zwei dummen kleinen Mädeln ... Ja wohl ... Es gibt eben verschiedene Ansichten!"

Der letzte Schilling.

Skizze von

Ed. Pötzl.

Der letzte Schilling.

Ueber das Gesichtchen des kleinen Gymnasiasten huschte es wie eine Regenwolke. Zwei schwere Tropfen quollen aus seinen Augen, aber er hütete sich, sie hinwegzuwischen. Dazu hätte er ja die geballten Hände öffnen müssen, und das wollte er um keinen Preis. Der Vater sollte nur sehen, daß auch das Untergymnasium seinen Ehrbegriff hat, zumal die vierte Classe, die schon an der Schwelle des Obergymnasiums gelegen ist.

Was war denn eigentlich geschehen, das den väterlichen Schopfbeutler entfesselte? In der Stehbierhalle hatten sie ein Glas Bier getrunken und dann hinter einem Hausthor eine Cigarette geraucht. Wer sie dabei beobachtet hatte, war ihnen unbekannt. Genug, sie bekamen Sittennoten und bei der nächsten Auskunft wurde es den Eltern mitgetheilt. Auf diese Weise erhielt Toni von seinem Vater zuerst einen Schopfbeutler und dann einen Sermon.

„Ich werde Dir geben, Stehbier trinken und Cigaretten rauchen!“ sagte der Vater ohne Aufwallung, aber mit Nachdruck.

„Ist's denn gar so was Schlechtes?“ vertheidigte sich Toni, während ihm das Wasser in den Augen seinen Papa verdoppelt innerhalb einer Reihe von großen verschwimmenden Ringen zeigte.

„Es ist ungehörig von Euch Knirpsen und nach den Schulgesetzen verboten, das genügt. Zu meiner Zeit wäre es Euch nichtsnutzigen Jungen schlecht ergangen, das kann ich Dir sagen.“

Der Kleine erwiderte nichts, doch schien es dem Vater, als ob der Sünder sich dächte: „Wird auch nicht so arg gewesen sein damals.“ Daher zog er ihn auf das Sopha an seine Seite, streichelte die eben gebeutelte Kopfstelle glatt und erzählte ihm eine Geschichte aus seinen eigenen Gymnasialjahren.

„Siehst Du, vor dreißig Jahren wurde dergleichen im Gymnasium noch mit einem Schilling bestraft, mit einem solennen Schilling in Gegenwart des Directors und Ordinarius, sowie im Angesichte der ganzen Classe. Ich habe noch eine solche Execution mitangesehen, die letzte, die in unserem Klostergymnasium vorgenommen wurde, denn bald darauf wurde die Prügelstrafe in der Schule wie im Heer gänzlich abgeschafft. Nie werde ich den schrecklichen Eindruck vergessen, den der ganze Vorgang auf mein Ehrgefühl hervorgebracht hat.

Die Sache hat sich ebenfalls in der vierten Classe abgespielt. Wir waren etwa dreißig Schüler. In der Provinz sind die Gymnasien nicht so vollgepfropft, wie in der Hauptstadt. Drei unserer Mitschüler, Bauernsöhne, waren ertappt worden, als sie in einer verrufenen Schenke Bier tranken, rauchten und Karten spielten. Sie konnten nicht leugnen, leugneten auch nicht, sondern verantworteten sich, daß sie von einigen Soldaten aus ihrem Heimatsbezirke zu einem landsmannschaftlichen Trunk in die Schenke mitgenommen worden seien. Dies war nur geeignet, ihr Vergehen noch schwerer erscheinen zu lassen; denn die Soldaten galten damals nicht als die Blüthe der Menschheit.

Das Collegium der Professoren verhängte über alle Drei die Strafe, welche vorauszusehen war: je einen Schilling. Zwei von den Verurtheilten, aus wohlhabenderen Häusern stammend, erklärten, diese entehrende Strafe nicht anzunehmen. Darauf wurden sie aus dem Gymnasium ausgestoßen und durften in diesem Kronlande nicht mehr weiterstudiren. Der Dritte aber, ein armer Kerl, war außer Stande, dem Beispiele der Anderen zu folgen. Er mußte auf diesem Gymnasium bleiben, weil er sein Leben durch Kosttage im Stift und in Privathäusern fristete, somit nicht freizügig war. Er bat um Carcer, allein es half nichts. Der Schilling wurde ihm nicht geschenkt, des Beispiels halber.

So kam denn der Vormittag heran, an dem die Execution im Classenzimmer selbst vollzogen werden sollte.

Ich erinnere mich noch, daß mir damals so ähnlich zu Muthe war, als vor dem Gang auf die Heide hinaus, wo kurz vorher ein Raubmörder gehenkt worden war und nach damaligem Brauch bis Sonnenuntergang am Pfahle blieb, so daß ihn alle Neugierigen, darunter auch wir Buben, betrachten konnten. Man war zu jener Zeit, obgleich sie noch nicht weit hinter uns liegt, in allen Stücken härter als jetzt.

Mir klang das Glöcklein der Zehnuhr-Messe wie ein Zügenglöcklein, als es hineindrang in das schwüle Classenzimmer, wo unser unglücklicher Kamerad — Alois war sein Vorname — bleich und schweigsam in unserer Mitte auf die Erfüllung seines Schicksals wartete. Die zwei anderen Verurtheilten waren schon nicht mehr anwesend; sie hatten unmittelbar nach dem Spruche des Professoren-Collegiums die Anstalt verlassen müssen. Wir trösteten Alois, daß der Schilling nicht so arg ausfallen werde; Peterl, der Pedell, sei ja eine gute Seele und werde sich nicht mit aller Kraft hineinlegen.

Endlich hallten Schritte auf dem Corridor. Die Professoren, an ihrer Spitze der Director, erschienen, gefolgt von Peterl, der ein Ruthenbündel trug, gleich einem römischen Lictor. Der Director hielt eine Ansprache an uns, in welcher wir gewarnt wurden, uns jemals ebenso strafwürdig zu machen, verlas dann das Urtheil über alle drei Uebelthäter und übergab den zitternden Alois dem Pedell zur Ausführung des auf einen Schilling lautenden Erkenntnisses.

Wie ein Henkersknecht kam uns Allen der sonst so gutmüthige Pedell vor, als er jetzt, während die Professoren etwas bei Seite traten, einen Stuhl auf die Kathedertribüne stellte und den Delinquenten mit gespannter Hose darüber bog. Dieser verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und es schüttelte ihn am ganzen, schmachvoll gebeugten Körper wie im Fieber. Er schluchzte, der arme Kerl.

Auf einen Wink des Directors hob der Pedell das Ruthenbündel und es fiel klatschend auf die Rückseite des Opfers. Kein Schmerzenslaut ertönte — wir merkten, daß Peterl viel Lärm um nichts machte. Eine einzige der dünnen Ruthen hätte zehnmal mehr geschmerzt, als das vereinigte runde Bündel. Wieder klatschte es nieder und noch dreimal, ohne daß Alois ein Zeichen von sich gab. Dann erklärte der Director salbungsvoll, daß der Rest des Schillings dem Gezüchtigten geschenkt sei und daß Niemand ihm die ausgestandene Strafe vorwerfen möge. Diese Bemerkung war unnöthig, denn wir hatten schon vorher verabredet, unserem Kameraden feierlich die Schmach von der Stirn zu küssen. Kaum erhob er sich, übergossen von Scham, so stürzten wir Vordersten auf ihn zu, und unbekümmert um die Anwesenheit der gestrengen Commission, umarmten und küßten wir ihn, tätschelten seine brennenden Wangen und führten ihn auf seinen Platz zurück. Der Director sagte kein Wort, der Ordinarius nickte uns zu, und als das hochnothpeinliche Gericht die Classe verließ, schlich Peterl mit ge-

senktem Kopfe hinterher, nicht als ob er den Schilling gegeben, sondern als ob er ihn selbst empfangen hätte.

In der Folge wurden etliche Buben aus anderen Classen, die Alois wegen des Schillings zu hänseln versuchten, von uns durchgehauen, bis allmälig Gras über die abscheuliche Angelegenheit wuchs. Aus Alois aber ist später ein verbitterter, menschenscheuer Geselle geworden, der als Schullehrer in einem entlegenen Gebirgsdorf seine Tage beschloß.

„Nun, Toni, bist Du nicht ein glückliches Kind, daß Du nicht mehr in der Epoche der Schillinge lebst?"

„Papa," versetzte der Knabe, „das wäre heute gar nicht mehr möglich. Weißt Du, was in gleichem Fall bei uns in der Classe geschehen wäre?"

„Na, was denn?"

„Wir hätten alle zusammen den Pedell auf die Bank gelegt und ihn mit seinen eigenen Ruthen durchgeprügelt. Wir haben eine Classen-Ehre, der Niemand nahetreten darf."

„Taugenichts, ich werde Dich gleich noch einmal beuteln für Deine Classen-Ehre, warte!"

„Meinetwegen Papa — das bleibt ja streng unter uns. Aber ich werde einst meinem Sohn erzählen, wie roh das Zeitalter war, in dem ich meinen letzten Beutler bekommen hab'!"

Die Mütter.

Von

Sigmund Schlesinger.

Die Mütter.

„Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist Feiertag!“

Aber so tragisch ist's nicht, wie in dem Gedichte von Uhrahne, Großmutter, Mutter und Kind, die am Abend vor dem Feiertage von einem Blitzschlage getroffen werden. Ich, das Kind, bin gar nicht getroffen worden, höchstens ein Bischen gestreift; dafür hab' ich im Gegentheil getroffen: Urgroßmutter, Großmutter und Mutter, aber es hat kein Leben gekostet — oh nein, es hat Leben gebracht und Feiertag ist's heut' schon — in mir.

Schwül war's freilich, zum Ersticken schwül — ich konnte kaum athmen, so preßte es mir das Herz und die Kehle zusammen, als ich in das Zimmer gerufen wurde, wo das hochnothpeinliche Familientribunal sich versammelt hatte, über die arme Sünderin zu Gericht zu sitzen. Wir hatten's aber auch gar zu dumm angestellt — schickt er mir seine Photographie in einem Brief! Als

ob trotz aller Gesetze zum Schutze des Briefgeheimnisses so was je im eigenen Hause respectirt würde! Also da gerade nicht, wo es doch am Nothwendigsten wäre, denn vor wem hat man Briefgeheimnisse, als vor seiner nächsten Umgebung? Und gerade da gibt's keinen Schutz dafür. Richtig ist die Großmutter hinter dem Briefträger her und nimmt ihm die Post ab. Die Großmutter, das ist die Gefährlichste. Urgroßmutter steht schon kaum mehr vom Lehnstuhl auf und Mama hat zu viel in der Wirthschaft zu thun, um ihre Augen überall haben zu können; Großmama aber hat sie allerwärts, weil sie doch noch so frisch und munter ist und sich darum überall geschäftig zeigen will — eine prächtige Frau, ich hab' sie ja auch sehr gerne — wenn sie sich nur in dieser Geschäftigkeit nicht um Sachen kümmern wollte, die sie nichts angehen. Der Brief mit der Photographie ist doch gewiß nicht *sie* angegangen — aber in die Hände hat sie ihn richtig gekriegt, und wie sie ihn mir bringt, geht die Voruntersuchung los: „Du Ida, in dem Brief scheint eine Photographie zu sein — von wem ist denn die?" Ich, noch durch keine lange Verbrecherpraxis auf eine solche Ueberrumpelung vorbereitet, stotterte darauf: „Vermuthlich von meiner einstigen Pensionatsfreundin Emilie Dobler." Weitere Frage: „Wie kömmt die nach dreijähriger Trennung" — ich bin nämlich schon drei Jahre aus dem Pensionat weg, sonst hätt' ich vermuthlich pfiffiger geantwortet — mein Gott, in drei Jahren verlernt man viel! — also: „Wie fällt's der nach drei

Jahren plötzlich ein, Dir ihr Bild zu schicken? Zeig' doch her." Ich reiße das Couvert auf, und da ich von meiner Pensionatserziehung doch noch zum Glück die Geschicklichkeit behalten habe, ein verfängliches Blättchen Papier bei strengster Ueberwachung verschwinden zu lassen, kriege ich aus dem Couvert richtig nur das Bild heraus und zerreiße geschwind das Couvert mit dem darin befindlichen Brief. Das Bild reiche ich aber todesmuthig Großmama hin. Die schaut es an und sagt mit grauenerregender Kaltblütigkeit, ohne eine Miene zu verziehen: „Emilie hat sich da ganz merkwürdig verändert, sie hat sich einen Schnurrbart wachsen lassen und trägt Männerkleider." Die Verzweiflung gibt mir den Muth der Unverschämtheit und ich antworte: „Das ist gewiß wieder einer ihrer muthwilligen Streiche, sie hat auch schon im Pensionat einmal Strafe bekommen, weil sie nach einem Sonntag in den Kleidern ihres Bruders, als Knabe verkleidet, kam." Mit ungerührter Erbarmungslosigkeit fährt Großmama fort: „Jetzt ist sie als recht ausgewachsener junger Mann verkleidet, als ein recht hübscher sogar, in dem kein Mensch ein Mädchen erkennen würde — komm', das müssen wir doch auch der Mama zeigen!" — Nun war's aber auch mit meinem Muth und meiner Unverschämtheit vorbei, ich fing zu weinen an und lief auf mein Zimmer. Eine Stunde darauf erhielt ich die Vorladung vor das Familientribunal.

Mama präsidirte, zu beiden Seiten die Großmama's als Beisitzerinnen, die Photographie lag als corpus delicti

auf dem Gerichtstische. „Von wem hast Du das Bild zugeschickt bekommen?“ frug die Mama. Ich hätte die ganz einfache Antwort darauf gehabt, um die eigentlich gar nicht gefragt zu werden brauchte: „Vom Original!“ aber es wollte nicht von der Kehle heraus, es wollte überhaupt nichts heraus. „Ich hoffe,“ fährt Mama fort, „Du wirst mir nicht auch mit dem kindischen Märchen kommen wollen!“ — Anhaltendes Schweigen. Mama wird ungeduldig: „Ida, willst Du mich ernsthaft böse machen? Ich habe Dich bis jetzt für ein gutes Kind gehalten . . .“ Da, ich weiß selbst nicht, was über mich kömmt, was für ein dunkler Instinct mich treibt, da presse ich die Worte heraus: „Der Ahne will ich Alles sagen, der Ahne ganz allein, aber . . .“ Die drei Frauen sahen einander verwundert an, Mama schaute dann mit besorgtem Blick auf mich, schüttelt den Kopf und sagt zur Großmama gekränkt: „So gehen wir, wenn Ida zu uns Zweien kein Vertrauen hat.“ Erschrocken will ich Mama um den Hals fallen, aber ich weiß nicht, was ich habe, mir ist, als wenn Alles in mir stockte, ich bleibe unbeweglich und lasse sie und Großmama aus dem Zimmer gehen. Doch kaum sind sie draußen, bricht's aus mir los, ich werfe mich laut schluchzend der Ahne an den Hals. Die gute alte Frau sucht den Hals von mir frei zu bringen, tätschelt mich und sagt halb vorwurfsvoll, halb beruhigend: „Kind, Kind, das ist nicht recht von Dir, daß Du gegen Mama nicht gleich aufrichtig warst. Glaubst Du vielleicht, daß Du bei mir besser ankömmst? Da hast

Du falsch gerathen! Zu meinen Zeiten war man noch viel strenger mit den Kindern!" Und dabei mühte sie sich, ihrer Stimme einen ungemein harten Ton zu geben. Mir aber schießt der übermüthige Einfall auf die Zunge: „Ja, Ahne, zu Deinen Zeiten war aber auch noch nicht die Photographie erfunden!" Da, wie ich's manchesmal auf dem Lande gesehen habe, wenn die Gegend schon ins Abenddunkel versinkt und auf einmal noch ein Sonnenstrahl daherschießt, als hätt' er was vergessen und käm', es geschwind zu holen, fährt es über das runzelige liebe Gesicht der Ahne und das Augenlid, das immer so müd' geschlossen ist, zuckt auf und in dem Auge blitzt es schwach und die alten Lippen lächeln so kurios — sie stemmt ihren Krückenstock an, richtet sich auf, humpelt zu dem alten Schubladkasten, den sie noch von ihrer Wirthschaft her hat und den man um keinen Preis wegschaffen darf, so wackelig er schon ist, und mit einer merkwürdig verschmitzten Miene sagt sie, halb zu mir gewendet, halb leise vor sich hinsprechend: „Die Photographie noch nicht, aber dafür die Silhouetten." Und laut befiehlt sie mir, die unterste Schublade aufzuziehen und aus der hintersten Ecke links ein in Papier geschlagenes Päckchen herauszunehmen. Ich reiche es ihr, sie faßt es, andächtig, als wenn's ein Gebetbuch wäre, wickelt's auseinander — und ein kleines Buch ist richtig darin. Aber kein Gebetbuch, sondern in verblaßtem Einband, mit abgebleichtem Goldschnitt ein Gedichtbüchlein. Darin sucht sie zwischen den Blättern, bis sie gefunden hat: auf

feines Papier aufgeklebt, ein schwarz ausgeschnittenes Brustbild, ein männliches, ein junges männliches. Sie reicht mir's hin. „Das war Dein Urgroßvater," sagt sie, haucht sie mehr, denn die Rührung verlegt ihr den Klang der Stimme. Darauf, als hätte ich errathen, was die alte Frau mit dem Ganzen wollte, fragte ich leise: „Und hat Dir der Urgroßvater das Bild gegeben, wie Ihr schon Brautleute wart"? Nun gleitet wieder das seltsame Schelmenlächeln über ihr Gesicht und sie kichert: „Ei beileibe, viel früher schon, zu meinem Geburtstag, nachdem wir uns kennen gelernt hatten, hat er es mir mit diesem Musenalmanach geschickt, aber auch so dumm, daß meine Mutter gleich darüber gerieth und die rief gleich den Vater und da gab's einen höllischen Spectakel und viele Thränen und ins Zimmer eingesperrt wurde ich und durfte drei Wochen gar nicht vor's Thor und dann immer nur mit Vater und Mutter — aber gekriegt haben wir uns zuletzt doch." Und eine Thräne rann plötzlich der Ahne aus dem Aug' über die Wange, und mit der einen Hand zog sie mich an sich, schlang die andere um meinen Hals und sagte mit weicher Stimme, die mir so ins Herz hinunterklang: „Siehst Du, Kind, das kommt vielleicht daher, weil ich die Aelteste bin, darum habe ich auch das längste Gedächtniß. Aber wer hat Dir, Spitzbübin, gerathen, Dich auch just an mich zu wenden?" — „Mein Herz, Ahne?" jubelte ich und umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie auf den Mund und Wange. Da trat Großmama ein, blieb bei

dem Anblick unserer zärtlichen Umarmung überrascht stehen und rief: „Eine Strafpredigt hat's da nicht gegeben, wie es scheint! Was ist's mit der Kleinen! — „Das wird sie Dir schon selbst erzählen!" antwortete ein Bischen verlegen die Ahne, und macht sich, so geschwind es ihr die alten Füße erlauben, aus dem Zimmer. „Also," wendete sich Großmama, natürlich im strengen Gerichtston zu mir, „erzähle". Ich aber, ganz keck, erwidere: „Ja, liebe Großmama, ich habe eigentlich nichts zu erzählen, als daß mir die Ahne erzählt hat, daß zu ihrer Zeit statt der Photographien Silhouetten geschickt worden sind, und daß sie vom Urgroßvater auch eine Silhouette bekommen hat, die sie noch besitzt und die sie mir gezeigt hat." Großmama schlägt darauf die Hände über dem Kopf zusammen und schreit: „So, das ist ja ein schöner Unterricht, den Du da gekriegt hast!" Das schüchtert mich indeß nicht mehr ein, sondern ich denke: probiren wir's jetzt weiter, wie es mit der Großmama steht — und pflanze mich vor sie hin und frage ganz dreist: „Hast Du vom Großpapa auch eine Silhouette bekommen, denn Photographien waren wohl auch zu Deiner Zeit noch nicht recht gebräuchlich"? Sie guckt mich einen Moment halb böse, halb unentschlossen an, aber sie kann sich nicht halten, die unerwartete Geschichte mit der Ahne wirkte so überwältigend komisch auf sie, daß sie mit schallendem Gelächter losplatzt: „Nein, man hat's damals Daguerrotyp geheißen und in den Deckel eines Albums hineingeschoben hab' ich's gekriegt!" Und wie jetzt auch Mama ins

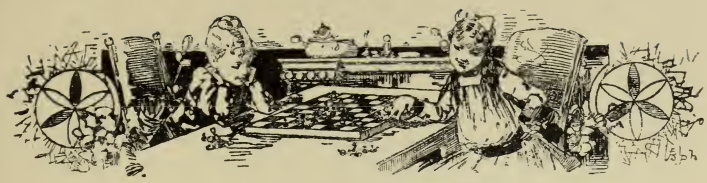
Zimmer kommt, ruft sie ihr unter fortwährendem Gelächter entgegen: „Du, die Ahne hat uns da was Schönes angerichtet, hat ihr was von einer Silhouette verrathen und ich hab' mir mein Daguerrotyp herauslocken lassen und jetzt ist's schon Alles eins, wenn sie erfährt, daß Du in ihren Jahren auch eine Photographie gekriegt hast — warum soll's denn just auf uns zwei alten Frauen sitzen bleiben? Mit dem Mädel ist ohnehin Nichts mehr zu machen, schauen wir, daß wir sie bald verheiraten." Und so:

Drei Herzen traf ein Schlag
Und in meinem Herzen ist Feiertag!

College Paulus.

Von

Manuel Schnitzer.



College Paulus.

Etwa vier Wochen vor seinem achten Geburtstage schwankten seine Neigungen noch zwischen Tramway-Conducteur, Officier und Leichenwagenkutscher, natürlich erster Classe; seine Liebe zu diesen drei so weit auseinanderliegenden Berufsarten grenzte fast an Schwärmerei, und mehr als einmal machte er den Versuch, sie zu vereinigen. Er brauchte dazu nichts als seinen Säbel, einen Papiertschako, ein zum Lochen alter Tramwaykarten bestimmtes Instrument, das er selbst erfunden hatte, und den bekannten C-moll-Trauermarsch, den er in allen Tonarten executirte.

Eine Woche später entdeckte er in einem alten Zeitungsblatte meinen Namen unter einer Novellette, die ihn sehr nachdenklich stimmte; darauf erklärte er mit einem plötzlichen Entschlusse, Schriftsteller werden zu wollen, setzte sich hin und hatte nach kaum einer halben Stunde sein erstes Werk hinter sich ... Heute ist er einer der bedeutendsten Dichter Neulerchenfelds und Um-

gebung, ein Mann von acht Jahren, dessen gesammelte Schriften vor mir liegen und der Besprechung harren.

Da ich keine Satire schreibe, sondern eine wahre Geschichte, so muß ich gestehen, daß College Paulus mir seine Werke nicht anvertraut hat, damit ich sie recensire. Er ist vielmehr überzeugt, daß ich die schönsten seiner Geschichten, die er sich „ausgedenkt" hat, drucken lassen will, und stürmt jeden Augenblick in mein Zimmer — wir wohnen auf demselben Gange und ich bin sein Onkel — um mich zu fragen, wie viel ich bereits abgeschrieben, und mich aufmerksam zu machen, ich möchte doch das Märchen „Prinz Willkomm" ja nicht vergessen. Das wäre doch das allerschönste und allerlängste. Und seinen Namen müßte ich ganz deutlich darunterschreiben, wie er es im Lesebuche gesehen hätte und auch bei meinen „Sachen".

Manchmal bleibt er auch eine Weile da, setzt sich mir gegenüber, stützt den Blondkopf auf die Hände und sieht mir schweigend zu. Dabei zittert das kleine Näschen vor Erregung und die großen blauen Augen mit den langen Wimpern leuchten ganz glückselig. Dann fragt er plötzlich, ob er Etwas für seine Geschichten kriegen werde, und erklärt auf meine Antwort, man werde ihm einen ganzen Gulden in lauter funkelnden Kreuzern schicken, ganz ernst, daß er sich für das Geld wieder Papier kaufen und dieses wieder voll dichten wolle. Denn so sagt er wirklich: „Dichten" und nicht anders.

Ich muß hinzufügen, daß College Paulus trotz seiner zeitweiligen Verträumtheit einer der besten Schüler

seiner Classe ist, ausgezeichnet liest, ziemlich fehlerfrei schreibt und auch die Punkte richtig zu setzen versteht. Mit den Beistrichen dagegen nimmt er es weniger genau, vielleicht weil zwischen uns Beiden der stillschweigende Vertrag besteht, daß ich ihm dieselben hineinzeichne. Er bringt mir nämlich die Bleistiftconcepte seiner Märchen zur Correctur, ehe er sie ins Reinheft überträgt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich an der originellen Ausdrucksweise meines Neffen nichts ändere; die wenigen Stücke, bei denen ich es gethan, sind durch meine Verbesserungen ganz nüchtern geworden und um ihren eigenartigen Reiz gekommen. Als ob Paulus dies geahnt hätte, hat er bei diesen Geschichten mich als Mitverfasser angegeben, gleichsam als wollte er hiermit jede Verantwortlichkeit von sich ablehnen.

Und nun blättere ich in dem nicht mehr ganz sauberen Hefte mit den großen steilen Schriftzügen . . . Was für eine merkwürdige Welt spiegelt sich in ihnen und blickt mir daraus entgegen! Es sind Kinderträume, von einem Kinde erzählt, grausige und blutdürstige, liebliche, heitere und possirliche . . . Es sind die Gedanken eines Engels, ausgedrückt mit den Worten eines sehr menschlichen Wesens . . . Es ist Weisheit und Gläubigkeit einer jungen Seele; es sind Anklänge an Gelesenes, Erfahrenes, Beobachtetes . . . Manchmal scheint es leise hervorzugucken wie Spott, Ironie und neckendes Kichern aus diesen kleinen Sätzen — aber im Grunde ist es doch nur die naive Harmlosigkeit eines Kinderherzens.

Läßt es etwa nicht tief in die Seele des blonden Jungen blicken, wenn er seinen „Prinz Willkomm“ mit folgenden Worten beginnt? (Ich schreibe wörtlich ab):

„Es war einmal eine sehr alte Frau, die hatte ein Mädchen so schön wie die Sonne. Das Mädchen hieß Marie, gerade so, wie Herrn Jesus seine Mutter — —“

Ich weiß wahrhaftig in der ganzen deutschen Literatur keine Kindergeschichte zu nennen, die in so schlichter und jedes fromme Herz mehr anheimelnder Weise begänne, ja, es scheint mir fast lohnend, zu diesem Anfange, den man bei all seiner Zartheit und dem mystischen Andeuten eines Wunderbaren, eine gewisse Anschaulichkeit kaum wird absprechen können, eine bessere Geschichte zu erfinden, als jene, welche College Paulus geliefert hat und für die Perle seiner Sammlung hält. Er erzählt nämlich weiter, daß Marie spazieren ging und einem Knaben begegnete, der eine Kette um den Hals trug. Welche Bewandtniß es mit dieser Kette hat, sagt Paulus an dieser Stelle noch nicht, ja, es scheint ihm selbst nicht klar zu sein, wie er diese Kette in seiner Erzählung verwerthen werde, denn er arbeitet nicht nach einem Plan, sondern auf Grund momentaner Eingebungen. Ich schließe dies daraus, daß es im Concept weiter heißt: „Marie fragte den Knaben, wie heißest Du? Er antwortete, ich heiße Albert . . .“ Dieser ganze letzte Satz ist dann gestrichen, dafür heißt es jetzt bei weitem spannender: „Der Knabe gab gar

keine Antwort.“ Und jetzt ist Paulus auf der rechten Fährte. Er fährt, ohne noch ein Wort zu streichen, fort:

„Da fragte Marie noch einmal und rührte dabei die Kette an. Und wie sie die Kette berührte, sprang die Kette auf und ein schöner Prinz stand vor ihr, sprach: Ah, Du schönes Mädchen, wie heißt Du? Das schöne Mädchen antwortete: Marie. Der Prinz sprach: und ich heiße Prinz Willkomm, und willst Du auch meine Braut werden? Marie sprach Ja. Und so wurde Marie die Prinzessin des Landes.“

Ich schreibe hier keine literarische Abhandlung und brauche nicht nachzuweisen, daß vorstehendes Geschichtchen alle Elemente eines guten Kindermärchens enthält, überdies aber den bemerkenswerthen Kunstgriff, nur durch die lebendige Wiederholung des Wortes „Kette“ zu verrathen, daß etwas ganz Besonderes an dem Ding sei. Ich sage „Kunstgriff“ im Sinne gebildeter Dichter, denn ich kann nicht annehmen, daß Paulus sich eine Regel aus gelesenen Märchen abstrahirt habe — ihm war es durchaus natürlich, daß etwas ungeheuer Ueberraschendes erfolgen müsse, wie denn überhaupt die Schilderung des Unerwarteten den Kindern am meisten behagt. So hörte ich einmal ein vierjähriges Mädchen ihrer Puppe eine jener albernen, moralischen Kinderstubengeschichten vorplappern, welche sie sich mit Ueberraschungen ganz vollgespickt hatte und das ging dann so: „Und auf einmal stand der König da und auf einmal kam der Scheren-

schleifer. Und auf einmal schnitt er dem schlimmen Peter die Zunge ab" u. s. w.

Da College Paulus zu Beginn des „Prinz Willkomm" absolut noch nicht wußte, wie sich die Sache entwickeln werde, so hat er seiner Arbeit den Titel erst nachträglich gegeben, eine Methode, die sich bei ihm so ausgezeichnet bewährt, daß er mir — ich spreche die Wahrheit — wiederholt rieth, es ebenso zu machen. Andererseits aber scheinen ihn die Geschichten, die er zu seinen Titeln schreibt, wenig zu befriedigen, indeß will ich eine davon hier mittheilen. Sie ist ihrer merkwürdigen, ich möchte sagen, sarkastischen Lösung halber interessant, und ich muß mir immer vor Augen halten, daß sie aus der Feder meines Freundes Paulus, eines achtjährigen, blonden Buben stammt, wenn ich nicht glauben soll, sie sei eine Satire. Die Geschichte lautet:

„Der Zauberkuchen.

Zu einem Gastwirth kam ein Gast. Der sagte nicht einmal gutentag. Sondern schaffete sich gleich einen Kuchen an. Der Gast schnitt den Kuchen auf. Sogleich sprang ein kleiner Däumling heraus. Der Gast verwunderte sich nicht wenig, sprach, wie kommt denn der Däumling da in den Kuchen hinein? Der Wirth sprach, ich weiß es nicht. Nun standen alle beide wie die Esel am Berg."

Unwillkürlich denkt man darüber nach, was der Autor dieses lakonischen Märchens andeuten wollte . . .

Nun, College Paulus wollte auf gar nichts anspielen; die Erklärung des Wunders war ihm ein bischen zu schwer und so schloß er ohne Gewissensbisse die Geschichte mit einem Scherz, der ihn außerordentlich lachen machte. Vielleicht hatte er auch die Absicht, den groben Gast, der nicht einmal „guten Tag" sagt, seinen Mangel an guter Lebensart durch Vorenthaltung der interessanten Erzählung zu bestrafen. Auf meine Frage hiernach weiß er keine Antwort; auf meine zweite Frage, warum er auch den armen Wirth wie einen Esel am Berg stehen läßt, meinte er: „Geschieht ihm schon recht!"

Ganz bewußten Humor verräth ein anderes Märchen, das vorläufig noch titellos ist. Es lautet wörtlich:

„Einst lebte ein sehr alter Mann mit 78 Jahren. Dieser hatte einen Sohn mit Namen Albrecht. Aber jetzt fängt die Geschichte erst an. Es war einmal ein Mann, der hatte einen losen Zahn, jetzt fängt die Geschichte erst an."

Unter diesen offenbar in höchster Eilfertigkeit geschriebenen Zeilen steht: „Von Paulus ist dieser Witz." Als er mir das Blatt übergab, sagte er: „Du wirst sehr lachen!" Und er hat natürlich Recht behalten, mein College Paulus.

Von den übrigen Erzählungen unseres kleinen Dichters triefen die meisten — einige haben moralischen Inhalt und könnten ganz gut in jedem Lesebuche für Volksschulen stehen, eine davon ist höchst artig betitelt „Der Herr Lehrer und der Schüler" (das „Herr" ist zweifellos in

einer braven Minute hineincorrigirt) und behandelt den „schlimmen Friedrich" (mit „guten" Knaben könne man keine langen Geschichten machen, sagt er) — von Blut, Mord, Todtschlag und dergleichen Behelfen der modernsten Literatur. Hier bohrt ein kühner Soldat einem Wolfe den Säbel mitten ins Herz, da erschlägt ein Einsiedler seinen Hund Lumpus, weil er ihm das Fleisch aufgefressen, dort — in dem Stück „Wie aus dem Mann ein Zwerg geworden ist" — heißt es gar: „Da schlugten sie ihm den Kopf ab und näheten ihm wieder einen anderen an", womit die Sache ein Ende zu haben scheint, da kein Wort den Erfolg der Procedur andeutet.

Vor einigen Tagen hat College Paulus gleich nach seinem Nachtgebete, das er im Bette verrichtet, den räthselhaften Ausspruch gethan: „Vor lauter Dichten bin ich ganz heiser geworden". Nach der Lektüre dieser Schauermärchen, in denen immer „jammerhaft" geweint, gebrüllt und geschrieen wird, kann ich mir das ganz gut vorstellen. Der arme Bursche denkt sich so lebhaft in die Situation seiner unglücklichen Geschöpfe hinein, daß er von ihrem Schreien heiser wird oder vielmehr es zu sein glaubt. Für eine gesunde Beschäftigung scheint er also das Dichten keineswegs zu halten.

Am Schlusse der Sammlung finde ich noch eine Idylle, in der erzählt wird, wie Alfred und sein Schwesterchen Barbara auf die Wiese gehen, um Blumen zu pflücken. „Und wie sie so pflückten, da flogen gerade zwei kleine und niedliche Vögel hin. Und eines setzte sich auf

Barbaras seinen Rücken, das zweite setzte sich auf Alfreds seinen Rücken und sangen ihnen ein schönes Liedchen vor." Als die Kinder aber nach dem „Rücken" greifen, flogen die Vögel fort und kamen nie wieder. Die Kinder gingen wieder nach Hause und erzählten Alles, was ihnen solche Freude gemacht hatte. Dann wurde es Nacht und die Kinder mußten schlafen gehen."

Es will mir sehr scheinen, als hätte College Paulus seine eigene Schlaftrunkenheit verewigen wollen, denn, genau genommen, gehört der letzte Satz der Erzählung gar nicht mehr zur Sache. Aber vielleicht erhält die Geschichte gerade dadurch ihren anmuthigen Reiz: als hätte sich Wirkliches mit Märchenhaftem vermischt . . .

* * *

Eben reißt Paulus die Thür auf, um mich zu fragen, wie weit ich sei. Er hat ein Blatt in der Hand und meint freudestrahlend, er hätte einen wunder-wunderschönen Titel für ein „frisches" Märchen aufgeschrieben, nämlich: „Der Mann, welcher ein Mühlrad im Bauche hatte" und es soll erst sehr lustig und sehr traurig und dann wieder sehr lustig werden; ein großer Riese käme darin vor, dem man durch die Beine „schliefen" könne, und mehr wisse er nicht. Das Alles wolle er aufschreiben, sobald er sich das neue Papier gekauft habe. Er werde aber nur für fünf Kreuzer kaufen, für das übrige Geld einen Farbenkasten. Und ich möge ihm seinen Gulden geben. Er warte schon vier Stunden darauf . . .

Ah, mir scheint, College Paulus will der Dichtkunst Adieu sagen und zur Malerei desertiren . . . na immerhin, ein tüchtiger, blonder Junge bleibt er auf alle Fälle.

* * *

Seitdem ich dies niedergeschrieben (vor zwei Monaten) ist Paulus wieder reuig zur Schriftstellerei zurückgekehrt. Dieser Tage schickte er mir das neueste Werk seines Geistes, eine hochmoralische Geschichte. Sie betitelt sich: „Die Kundschaft und der Tischler" und lautet wörtlich:

„In einem kleinen Dorfe lebte ein Tischler mit Namen Haltin. Einmal kam eine Kundschaft zu ihm herein. Da sprach der Tischler: Was wollt Ihr, lieber Freund? Da sprach der Fremde: Könnt Ihr mir vielleicht den kleinen Sessel machen? Da sprach Haltin: Was fehlt dem Sessel? Da antwortete der Fremde: Die Füße sind gebrochen! Da sagte der Tischler mit verzweifeltem Gesichte: Das wird schwerlich sein, denn wenn man einem Menschen die Füße nicht anmachen kann, so geht das sehr schwer, einem Sessel die Füße anzumachen.

Da dachte sich die Kundschaft: Das ist ein schöner Künstler, wenn er nicht einmal einem Sessel die Füße anmachen kann, und ging fort. Von nun an kam Niemand mehr zu diesem Tischler. Der Tischler aber mußte betteln gehn."

Kleine Humoriſten.

Von

Paul v. Schönthan.

Kleine Humoristen.

Vor beinahe zehn Jahren habe ich im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig, in der literarischen Volksküche der Universal-Bibliothek möchte ich es lieber nennen, ein Bändchen erscheinen lassen, das Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben enthielt und deren Sammlung ich mir aus Liebhaberei angelegen sein ließ. Dieses „Kindermund" betitelte Bändchen hat viel Erfolg gehabt, es hat Beifall und vor Allem eine erstaunliche Verbreitung gefunden. Der Preis von 20 Pfennig = 12 Kreuzer hat diesen Erfolg gefördert, ja vielleicht überhaupt begründet. Ein in Lübeck wohnender Lehrer hat das Büchlein sogar in Stolzescher Kurzschrift herausgegeben, und ich habe mich überzeugt, daß besonders die Damen und unter ihnen diejenigen, die nicht ausschließlich durch die lehrreichen „lettres des femmes" von Prévost in Anspruch genommen wurden, den Aussprüchen und drolligen Harmlosigkeiten derjenigen Wesen, die ihnen in jeder Art so nahe stehen, Interesse und Verständniß entgegenbrachten. Es gibt ja auch noch solche Frauen, Gottlob!

Das erwähnte Büchlein der Reclam'schen Universal-Bibliothek muß in der That eine sehr umfassende Verbreitung gefunden haben, das verrieth der Umstand, daß mir aus allen Theilen Deutschlands, ja selbst aus dem Auslande zumeist, wie man zu sagen pflegt „von zarter Hand" Beiträge eingesendet wurden, so daß ich bald in der Lage gewesen wäre, ein zweites Bändchen erscheinen zu lassen. Freilich nicht Alles, was mir da schriftlich oder mündlich anvertraut wurde, würde sich zur Veröffentlichung eignen, denn nur zu oft erhebt die elterliche Liebe eine Nichtigkeit zu einer gewissen Bedeutung und in den Augen der Mutter sind bekanntlich fast immer die eigenen Kinder durch eine eminente Klugheit ausgezeichnet, sogar durch schlagenden Witz und eine verblüffende Beweglichkeit des Geistes.

So verdanke ich eigentlich das Meiste, was ich weiter auf diesem Gebiete gesammelt habe, der persönlichen Beobachtung und Erfahrung, meiner eigenen Zeugenschaft und gerade von Wiener Kindern — deren Art sich beispielsweise vom Wesen der kleinen Spree-Athener schon merklich unterscheidet — habe ich selbst viel Drolliges oder Bemerkenswerthes vernommen.

Wiener „Kindermund" ist aber an dieser Stelle am richtigen Platz und ich komme der an mich gerichteten Aufforderung gerne nach, indem ich zu diesen Blättern das beitrage, was mir geeignet erscheint, dieses in obigem Titel umgrenzte Bild zu vervollständigen.

Viel ergötzliches Material liefert natürlich die Schule.

Die Lehrerin hat den Kindern soeben von den Hausthieren gesprochen und die Ziege beschrieben, wobei sie die Bemerkung machte, daß man wienerisch anstatt „Gaiß" häufig „die Gas" sage und daß also das, was von den Kindern unter dem Namen „Gas" bekannt sei, Gaiß oder Ziege heiße. Und nun frug sie eine ihrer Elevinnen: „Sag' mir mal, was weißt Du von der Ziege?" — Die Kleine begann: „Die Ziege ist ein gasförmiges Thier..."

Eine andere Erzieherin der Jugend hatte in der „Stunde" von den drei göttlichen Personen gesprochen, dabei scharrte eine Schülerin mit dem Fuß. Die Lehrerin blickte streng auf die bestimmte Schülerin und frug: „Wer war der heilige Geist?" — „Bitt' ich war's nicht!" antwortete die Kleine rasch, denn es dachten Alle nur an die Rechtfertigung wegen des fatalen Geräusches.

„Sind die Engel Buben oder Mäderl'n?" frug eine kleine Wiener Unschuld die Lehrerin.

In der Geographiestunde hat der Lehrer über die Entdeckung Amerikas gesprochen und ein Bild des Lebens und der Thaten von Christoph Columbus entworfen. In der nächsten Stunde wendete er sich an sein aus acht- bis neunjährigen Mädchen bestehendes Auditorium: „Also, wer kann mir Etwas von dem Entdecker Christoph Columbus erzählen?" — Allgemeine Stille. Ein Kind sieht das andere an. „Na?" mahnt der Lehrer, aber ohne Erfolg; keines der Kinder rührt sich. Der Lehrer wiederholt die Frage. Endlich erhebt in der letzten Bankreihe

eine kleine, die jüngste Schülerin, hoch in die Lüfte die Finger. Der Lehrer freut sich im Stillen und richtet an die übrige Zuhörerschaft die Worte: „Das ist schön, von der Jüngsten laßt Ihr Euch beschämen — also gut, kleine Meinhart, sage uns, was Du von Christoph Columbus weißt!“ Die Gefragte hat das „Zeichengeben“ mit zunehmender Leidenschaft betrieben und antwortet jetzt mit außerordentlicher Raschheit: „Ich bitt', von Christoph Columbus weiß ich nichts, aber hinausgehen muß ich!“

Und so hat auch die „kleine Meinhart“ die Erwartungen des Jugendbildners getäuscht.

Die Kleinen einer anderen Classe haben neue „Geschichtstafeln“ bekommen. Zwei Knaben berathen sich über dieses neue Lehrmittel. Sie finden darauf: Christoph Columbus und daneben steht sein Geburtsjahr 1456 in der Klammer.

„Was bedeutet das?“ meint Fritz.

„Sein Telephonnummer!“ entscheidet das fin de siècle-Kind Moritz.

In der Mädchenschule wird bei den biblischen Bildern auch die Geschichte von Joseph und der Potiphar gestreift und die Wandtafel zeigt den fliehenden Joseph, der den Mantel in den Händen der Potiphar zurückläßt.

„Wer war Joseph?“ frägt die Lehrerin die Nächstsitzende.

„Joseph war der Kleiderputzer der Frau von Potiphar!“ antwortet das Wiener Kind.

„Wieso?“

„Weil sie ihn mit dem Mantel schlagt!"

„Wieso kommst Du darauf, daß sie ihn mit dem Mantel schlägt?"

„Bitt', Fräul'n, weil er'n nicht ordentlich ausputzt hat."

In dieser Weise hat sich die liebe Unschuld das Bild ausgelegt.

Ein weiblicher Zögling einer staatlichen Erziehungsanstalt sollte aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers eine Rede halten. Die Improvisation gelang so halbwegs, bis zu den Schlußworten, die mit einer gewissen Emphase gesprochen wurden, und lauteten: „Gott erhalte Seine Majestät bis an sein Lebensende."

Die kleine Emma that furchtbar wichtig, als sie das Schulgebäude betrat. Sie müsse an die Vorsteherin etwas ausrichten und es ging gar nicht anders. — Man versichert sie: „Aber Kind, die Vorsteherin ist jetzt oben bei der Directions-Conferenz, jetzt kannst Du sie unmöglich sprechen." Emma war nicht zu beruhigen. Mama hatte ihr etwas aufgetragen und das mußte nun „ausgerichtet" werden, auf jeden Fall. Sie gab nicht nach. Man war schließlich von der Wichtigkeit der Angelegenheit so überzeugt, daß man sich entschloß, die Lehrerin aus der Conferenz abberufen zu lassen und ihr Emma vorzuführen.

„Also was hast Du denn auszurichten?" fragte die Gerufene.

„Eine Empfehlung von Mama!" sagte Emma, erleichtert aufathmend; man sah ihr an, wie sie von dem Gefühle getreulich erfüllter Pflicht wohlig durchströmt war.

In der Religionsstunde hat ein Kind von der Strafe der ersten Menschen nach dem Sündenfall zu sprechen. „Adam und Eva mußten eine andere Wohnung suchen," sagte das Kind; es hat wahrscheinlich zu Hause so oft von dem Verhängniß des Wohnungssuchens gehört, und fortfahrend erzählte es: „. . . sie mußten schwer arbeiten und Adam mußte schreiben und rechnen . . ." Wieder der persönliche Standpunkt. Es gibt ja in der That Leute, die meinen, daß sie im Paradies wären, wenn sie nicht schreiben und — rechnen müßten.

Bei derselben Gelegenheit gab — in derselben Schulclasse — ein anderes Kind noch folgende Schilderung von den Folgen des Sündenfalls: „. . . Adam mußte Erdäpfel verkaufen . . ."

Man denke!

Eine kleine Schülerin kommt zu spät in die Stunde; die Lehrerin stellt sie zur Rede und entläßt sie mit der Weisung: „In Zukunft mußt Du sagen: ‚Ich bitte um Entschuldigung, ich bin aus dem und dem Grunde zu spät gekommen' . . ."

Dieselbe kleine Dame findet sich einige Tage darauf wieder erst nach Beginn des Unterrichtes ein. Diesmal stellt sie sich aber selbst der Lehrerin mit den Worten vor: „Fräulein, ich bitt' um Entschuldigung, ich bin aus dem und dem Grunde zu spät gekommen . . ."

Lehrer und Lehrerinnen müßten sich Sammlungen dieser Aussprüche und Scenen anlegen, es würde sich auf diese Weise ein prächtiges, lehrreiches und amusantes

Sammelwerk ergeben, in dem mehr Witz, Verstand und — philosophischer Geist stecken würde, als in manchem dickbändigen Dutzendroman. Den Müttern und Kinderfreunden würde — meine ich — eine solche Sammlung nur willkommen sein.

Nicht nur im Lehrsaal, auf Spielplätzen, auf ihren Spaziergängen muß man die Kleinen belauschen.

Zwischen zwei Hernalser Instituts-Zöglingen: „Du, warum heißt das Carltheater eben Carltheater?" Die Gefragte besann sich nicht lange und entschied: „Nun, weil es in der Leopoldstadt ist!"

Sinniger ist die Frage eines kleinen Mädchens, das mit „Fräulein" im Winter durch den Stadtpark am gefrorenen Teich vorüber geht und nach einer längeren Betrachtung der glatten, starren Oberfläche meint: „Nicht wahr, Fräulein, der Teich schläft jetzt?"

Vor den Käfigen der Thiergärten hört man oft recht ergötzliche Kinderausssprüche. Meine kleine Nichte, die zwar kein eigentliches „Wiener Kind", da sie in Dresden zur Welt kam, wurde in den dortigen zoologischen Garten geführt. Man hatte Brödchen mitgenommen und die Kleine — drei Jahre zählte sie damals — zerbröckelte mit ihren kleinen Fingerchen die Semmel und fütterte die Hasen, die Kaninchen u. s. w. mit kleinen Stücken, die sie ihnen durch das Gitter hineinreichte; dann, als sie zum Hirsch kamen, warf sie ihm ein kleines Stückchen zu. Der aber bemerkte es nicht und spazierte stolz herum. „Sie — Sie — dort hab' ich Ihnen was hingeworfen!"

rief ihm die Kleine zu. Die Hasen und Kaninchen hatte sie mit „Du" angesprochen. Der Hirsch aber, mit seinem stolzen Wesen, seinem mächtigen Geweih „zu dem muß man Sie sagen", wie die wienerische Redensart lautet.

Die herkömmliche Frage, die man an Kinder richtet: „Was willst Du werden?" hat schon manche drollige Antwort hervorgerufen. Ich hörte einen vierjährigen, hübschen, blondlockigen Knaben, den einer der Hausfreunde auf den Schoß hob und befragte. „Was willst Du werden?" die Antwort geben: „Sensal!" In der Familie war ein Onkel, der die Stellung eines Börsesensals inne hatte und von dem man oft rühmte, wie gut es ihm ginge, wie viel Geld er verdiene, und daß er sich Alles verschaffen könne; das hatte auf den kleinen, strebsamen Siegfried Eindruck gemacht.

Ein anderes, vermuthlich etwas idealer angelegtes Kind gab auf die erwähnte Frage die Antwort: „Spazierer!" — „Was ist denn das, ein Spazierer?" frug die Mama. — „Ich kaufe mir einen Stock und spaziere auf der Ringstraße!" sagte Klein-Karlchen, der Zukunftsflaneur von Groß-Wien.

Daß kleine Mädchen „Amme" werden wollen, ist bekannt, der bunte Staat dieser „Talente im Stillen" imponirt ihnen offenbar.

Gefürchtet wird das enfant terrible. Der kleine Naseweis, der in seiner Unschuld und Einfalt die grausamsten Wahrheiten, die rücksichtslosesten Indiscretionen ausspricht.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit" lautet ein Sprichwort. Natürlich, sie kennen das Comödienspiel noch nicht und die Verlogenheit der „Culturmenschen".

Das enfant terrible verräth die galanten Zudringlichkeiten eines Onkels, der in das Alter der Köchinnen-Verfolgung getreten ist, es verräth den Courmacher der Mama, und spricht von den falschen Zähnen der Letzteren mit der größten Ungenirtheit, die intimsten Angelegenheiten werden den Unberufenen preisgegeben und das Kind ahnt nicht, daß Mama dabei „wie auf glühenden Kohlen sitzt".

Ich habe — es war in einem Badeort — einmal einer jungen Frau einen Vormittags-Besuch gemacht. Sie war noch nicht aus dem Bade heimgekehrt und ich traf nur Elly und Hans, ihre beiden Kleinen an, die man mir hineinschickte, damit ich mich mit ihnen unterhalten solle, bis die Gnädige komme. Die harmlosen, unschuldigen, aber übermüthigen Kleinen brachten nun Alles, was nur irgendwo herumlag, herbei, um es mir unter hellem Gelächter zu zeigen, unter Anderem Mamas Hausschuhe, dann sogar ein Corset, das der Junge aus dem Bett hervorgezogen hatte. Meine verlegenen, halb ernsthaften Proteste gegen dieses gefährliche Spiel erheiterte die Kinder nur noch mehr, und als die junge Mama eintrat, saß ich nolens volens mit ihrem Mieder in den Händen da. Das hatten die enfants terribles auf dem Gewissen. Sie schonen Nichts und Niemanden in ihrer rücksichtslosen Natürlichkeit.

Es wird von dem schönen langen Haar der „Tant' Lepoldin" gesprochen. „Bis auf die Knie kann sie's herunterhängen lassen!" rühmt eine Dame der Jausen-Gesellschaft. Der kleine Erich rettet die Ehre der Mama. „Das ist gar nichts, die Mama kann's ganz weggeben!" ruft er mit Stolz aus.

Der kleine Zeisig im Bauer sträubt das Gefieder, wir sagen „er macht einen Pelz". Helenchen bemerkt es.

„Mama, was thut der Vogel?" frägt sie.

„Mir scheint, er wird sterben, er macht einen Pelz!" erwidert Mama mit Betrübniß.

Helenchen merkt sich das. Ein nächstes Mal hat sie irgend einen kindlichen Wunsch vernehmen lassen, der ihr indeß nicht erfüllt wird. Ein zweiter und ein dritter Versuch, aber es gelingt ihr nicht, ihren Willen durchzusetzen. Trotzig und schmollend ruft sie der Mama zu: „Du wirst sehen, ich mach' einen Pelz und sterbe!"

Sie haben immer den Kopf so voll, diese lieben Kleinen, was schießt ihnen Alles durch das Gehirn! Man denke nur, was sie jede Stunde sehen, hören, erleben! Lauter neue Eindrücke und interessante Dinge. Und dann zürnen wir ihnen, wenn sie zerstreut oder unaufmerksam und mit ihren Gedanken anderswo sind!

Das kleine Bübchen wird zu Bett gebracht. Es muß im Bettchen niederknien, das Kreuzeszeichen machen und — Mama steht dabei und überwacht es — das „Vaterunser" beten. Der Kleine beginnt:

„Vater unser, der Du bist im Himmel — Mama, kannst Du auch mit den Ohren wackeln?" unterbricht er sich plötzlich. Er dachte offenbar an einen Spielkameraden, der ihm kurz zuvor das erstaunliche Kunststück vorgemacht hatte.

In eine recht fatale Situation brachte der kleine Isidor seine Mama, offenbar eine ökonomische Dame. „Wie alt bist Du denn?" frug ein Herr den Knaben. Isidor stockte einen Augenblick. „In Wirklichkeit oder für die Tramway?" erkundigte er sich sodann. Die Mama wurde über und über roth.

Zwei liebe Kinder sind Gustl und Alfred, die mit Papa beim Mittagessen sitzen, und plötzlich fällt dem Erstgenannten auf, daß der Vater einen sehr gesunden Appetit entwickelt.

„Papa, Du ißt aber wie ein Bär!" meint Gusti.

„Na ja," entschuldigt Alfred, „Papa arbeitet aber auch wie ein Vieh!"

Man kann sich nicht wundern, wenn der überraschte Papa nicht gleich wußte, wie er sich zu diesen Aeußerungen stellen solle.

Was soll man der Kleinen antworten, die auf die belehrende und warnende Bemerkung: „Mein Kind, Gott sieht Dich überall" die Aeußerung thut: „Wie unanständig!"

Ach, man ist ihrer Weisheit gegenüber so oft stumm, verlegen und — unwissend.

„Mama, warum spielst Du denn eigentlich Clavier?" frug ein kleiner Philosoph seine musikalische Mama. Wer antwortet darauf zutreffend?

Recht hübsch ist die Auffassung einer Kleinen, die ein Bilderbuch betrachtet und bei der Abbildung einer alten Frau, die an einem Spinnrocken spinnend sitzt, meint: „Schau, Mama, die frisirt sich!"

Ich schließe und entziehe den Wiener Kindern für heute das Wort. Den verehrten Mamas möchte ich den Rath geben, sich nicht auf ihr Gedächtniß zu verlassen und schon ihren Kleinen zuliebe — die, ach so bald „Große" werden — ein Merkbuch anzulegen, in welchem ihre kleinen Dummheiten, ihre großen Weisheiten, die Aeußerungen ihres freiwilligen und unfreiwilligen Humors u. dgl. sorgsam und gewissenhaft eingetragen werden. Die Blätter eines solchen Chronik-Buches werden sich bald füllen, wenn man nur aufmerksam hinhorcht und ein Ohr hat für die Weisheiten aus „Kindermund".

Kinder-Lieder.

Von

Minna Urbantschitsch.

Kinder-Lieder.

1.

Ich leg' ein Briefchen vors Fenster hinaus,
Mein liebes Mondenlicht,
Kommst du vorüber an uns'rem Haus,
O, so vergiß es nicht!
Zieh' es an deinem Strahl hinauf,
O, thu es mir zulieb'!
Und bitte, gib recht acht darauf,
Weil ich dem Christkind schrieb.
Du weißt, es kommt der heil'ge Christ,
Da bat ich ihn nun heut',
Daß er gewiß auf nichts vergißt,
Worauf ich mich gefreut!
Den schönen Baum mit gold'ner Nuß,
Die vielen Spielerei'n,
Und dann den langen Weihnachtskuß
Vom lieben Mütterlein!

2.

O liebes Christkind, komme bald!
Ich lieg' schon auf der Erden
So lang'! Guck unter'm Thüressspalt,
Wann's endlich licht will werden?
Und wüßt' ich nicht, daß sicherlich
Der Schimmer wird erscheinen,
Ich müßte wahrlich fürchten mich
Im Dunkeln hier und weinen!
Doch hat die Mutter mir gesagt,
Ich soll nur fest vertrauen,
Denn wer im Dunkel nicht verzagt,
Wird bald ins Helle schauen.

3.

O liebe Mutter, sag' mir doch,
Blieb auch ein Weihnachtsbrot,
Ein Christbaum in dem Himmel noch
Für unser'n lieben Gott?
Sonst könnte ich nicht lustig sein,
Wenn ich es sicher wüßt',
Daß er dort oben ganz allein
Im Dunkeln sitzen müßt',
Er hat ja seine Englein nun

Mit Bäumen ausgesandt,
Was wird er nur alleine thun
Im weiten Himmelsland?
Wenn oben alles finster ist,
Und er kein Weihnachtsbrot,
Kein Bäumchen hat zum heil'gen Christ,
Der arme, liebe Gott!
„Schau zu den Sternen auf, mein Kind,
„Du kannst sie zählen kaum!
„Sie, die so helle glänzen, sind
„Für Gott der Weihnachtsbaum.
„Und faltest du die Händchen dein,
„So glänzen sie noch mehr,
„Dann fühlet Gott sich nicht allein,
„Schaut freundlich zu dir her."

4.

Mütterchen, nun halte still,
Laß mich einmal fragen,
Ob das Schneeglöcklein nicht will
Blüh'n in diesen Tagen?
Wenn ich meine Lippen sacht
Lege an die Erde,
Glaubst du, daß es da erwacht,

Wenn ich rufen werde?
Daß es nicht verschlafen muß
Jetzt den Lenz, verborgen,
Mich auch wecket ja dein Kuß
Allemal am Morgen.

5.

„Komm, Großpapa, komm, tanze mit,
„Willst du allein hier stehen?
„Wir halten sicher gleichen Schritt,
„Komm nur, es wird schon gehen!
„Siehst du, wie gut, wie schön du's kannst!
„Ich muß dich wirklich fragen,
„Hast du wohl einmal schon getanzt
„In deinen jungen Tagen?"
Gewiß, doch ist's schon lange her!
Mein Haar ward weiß indessen,
Wenn's nicht so schön gewesen wär',
Ich hätt' es längst vergessen!
Doch Großmama im weißen Kleid
War wunderschön zu schauen,
Und kommt einmal die Frühlingszeit,
Will ich dir mehr vertrauen.

6.

Großmütterchen im Gartenhaus,
Nicht wahr, du blickst manchmal heraus
Zur Bank hinüber, wo ich lerne,
Damit ich weiß, du bist nicht ferne?
Zwar läßt der gold'ne Sonnenschein
Mich jetzt im Grünen nicht allein,
Doch später weicht sein warmer Schimmer,
Du aber bleibst und liebst mich immer!
D'rum hab' ich dich viel lieber auch,
D'rum späh' ich durch den grünen Strauch,
Daß ich dein liebes Antlitz sehe,
Großmutter, bleib in meiner Nähe!

7.

Mutter, siehst du, dort beim Teich
Steht der Storch auf einem Bein,
Glaubst du, werde ich ihm gleich
Wieder in Erinn'rung sein?
Freilich ist's schon lange her,
Seit er mich im Schnabel trug,
Wohl erkennt er mich nicht mehr,
Denn jetzt bin ich groß und klug!

Wenn ich sage, wer ich bin,
Wird er staunen ohne End'!
Liebe Mutter, darf ich ihn
Fragen, ob er mich noch kennt?

8.

Du sagtest mir, daß jede Nacht
Mein Schutzenglein beim Bette wacht,
O liebe Mutter, denke dir,
Ich sah es heute neben mir!
Als ich verschlafen um mich sah,
Erblickt' ich es beim Bettchen nah,
Es nickte mir so lächelnd zu,
Ich meinte fast, das wärest du!
Und jetzt noch muß ich zweifelnd sein.
Bist du vielleicht mein Schutzenglein?

9.

Ja einstens, weißt du, in früh'rer Zeit,
Da trugen die Schwester und ich
Dieselbe Farbe von einem Kleid,
Ach Mutter, erinnerst du dich?

Du sagst, daß sie in des Himmels Au
Jetzt wandelt als Engelein?
O mach' mir ein Kleid von des Himmels Blau,
Dann glaub' ich, ihr näher zu sein!

10.

Ja, wenn ich einmal größer bin,
Nicht in die Schule gehe,
Und auf die kleinen Blumen hin
Von hoch hinunter sehe;
Wenn ich die Zöpfe flecht' allein,
Kein Scheltwort mehr vernehme,
Was wird das wohl für Leben sein?
Ach! wenn's doch bald nur käme!
Werd' ich dann Kaiserin vielleicht
Und hoch berühmt vor allen?
Gar reich und stolz? — Doch nein, mir däucht,
Das will mir nicht gefallen!
Ich werde lieber wie Mama,
Die lächelnd auf mich blicket,
Und, spring' ich jauchzend dann ihr nah,
Mich fest ans Herze drücket.

11.

Ich will's nicht wieder thun — nie mehr,
O Mütterlein, ich schwör' es dir,
Nur komme wieder zu mir her
Und gib den Gutenachtkuß mir!
Sonst muß ich gar so traurig sein,
Als wär' mein Schutzenglein jetzt todt,
Im Dunkeln lieg' ich ganz allein.
Und weine mir die Augen rot.

12.

Nun, lieber Gott, nun gute Nacht,
Es wird schon dunkel hier,
Du hast mich tags so froh gemacht,
Ich danke dir dafür.
Ich bitte, sieh auch jetzt herab,
Sonst wird mir bang zu Muth,
Und wenn ich dich beleidigt hab' —
O sei mir wieder gut!

Gedichte.*)

Von

Adolf Wilbrandt.

*) Gelegenheitsgedichte zum Geburtstage seines Sohnes.

Der Vater dem Sohn

am siebenten Geburtstag.

Eins —
Schon steht die Kraft des Beins.
Zwei —
Die Zunge redet frei.
Drei —
Er fällt; ihm einerlei.
Vier —
Schon singt das kleine Thier.
Fünf —
Ein Bauer ohne Strümpf'.
Sechs —
Ein rüst'ger Alpenfex.
Sieben —
Gelesen, bald geschrieben!

Was ist ein Vater?

(Gedanken bei Betrachtung eines Fleckenwischers, den der Vater dem Sohne schenkte.)

Ein Vater ist ein Farbenwischer
Im Dienst der heiligen Natur;
Verdunkler hier und dort Erfrischer
(Doch weise folg' er ihrer Spur!)
Ein Lober bald und bald ein Zischer —
Doch oft ein nutzlos kriegerischer:
Den Trotz des Ichs erweckt er nur.
Denn jeder Vater noch erfuhr:
Er war, gelang ihm seine Cur,
Im besten Fall ein Fleckenwischer.

Gold.

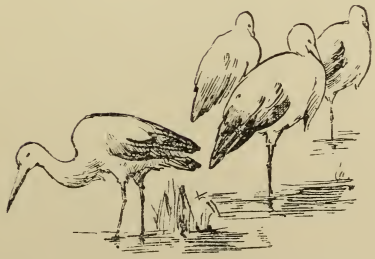
(Mit einem Goldstück.)

Gold, wie preis' ich dich mit Scheu bedächtig;
Bist du Freund? Bist Feind? Wer kann es sagen?
Du ein Gott, wenn wir mit diesem Falken
Nur nach edler, hoher Beute jagen;
Wenn mißbraucht, ein Fluch und niederträchtig.
Mög' mein lieber Sohn dereinst die Balken,
Diesen Splitter jetzt mit Würde tragen!

Wie ich Vater wurde!

Von

H. York (Heinrich Steiner).



Wie ich Vater wurde!

Wie er Vater wurde? Je nun, was wird da Merkwürdiges dabei gewesen sein?

Er ist Vater geworden wie alle anderen Papas. Der Storch hat ihm ein Kind gebracht, und — das stimmt auch soweit.

Eines späten Abends — die Störche, welche die kleinen Kinder bringen, kommen gewöhnlich Abends, damit sie nicht gesehen werden — eines späten Abends also hörte ich im Schlafzimmer meiner Frau ein merkwürdiges Geräusch, ein Wispern und Zischeln, ein Kommen und Gehen, endlich einen Schrei, und kurze Zeit darauf kam eine stattliche Dame mit einer großen Brille auf der Nase zu mir und sagte: „Herr Storch ließe sich bestens empfehlen und sende mir ein Prachtexemplar von einem kleinen Mädchen."

„Ein Mädchen," rufen Sie erstaunt, „nur ein Mädchen?"

Ja wohl, aber welch ein Mädchen!

Mit drei Monaten spielte es bereits Versteckens. Das heißt: die Amme versteckte sich hinter der Wiege, und wenn sie plötzlich hervorschoß und das Kindchen kitzelte, dann lachte dieses. Sie zweifeln? O bitte, das ist beglaubigte Thatsache. Ferner — doch wozu viel erzählen? Ich will nur die eine merkwürdige Erscheinung anführen, daß unser Kind im Alter von zwölf Monaten ganz deutlich das Wort „Kukurutz"*) aussprach, und das ist schwer. Fragen Sie nur ein einjähriges Kind. Ja selbst unser Nachbar, der italienische Sprachlehrer Signor Farina, kann's nicht gut, denn er spricht es Guhguruß aus, und das ist doch ein reifer Mann und Sprachmeister.

Es wäre den geehrten Lesern unmöglich, allen Fortschritten meiner Tochter zu folgen, und offen gestanden, selbst mir fiel dies schwer. Nicht mit Unrecht sagte meine Frau, ich sei ein Barbar, der ein solches Kind gar nicht verdiene.

Aber es ist nun einmal im Leben so häßlich eingerichtet, daß man außer der Aufgabe, Papa zu sein, noch eine Unmenge anderer Verpflichtungen hat, so zum Beispiel den Brotberuf, die Vereine, das Kaffeehaus, die Tarokpartie und — was sonst ein Männerdasein ausfüllt.

So kam es denn, daß die Erzählungen meiner Frau von der Tochter Wunderthaten mir, je älter diese wurde — wie soll ich es sagen — desto überflüssiger erschienen. Was ist denn viel Merkwürdiges an einem kleinen Kinde von drei Jahren, daß man es studiren, ihm seine Zeit opfern und jede seiner Aeußerungen bewundern soll?

*) Mais.

Eines schönen Tages, eines wirklich schönen Tages, sagte meine Frau zu mir: „Führe doch die Kleine ein wenig an die frische Luft; ich mache eine Torte, die noch keine Köchin zu meiner Zufriedenheit ausführte, das Kindsmädchen ist anderweitig beschäftigt, gehe Du einmal mit Deiner Tochter in den Park."

Im ersten Augenblick war ich entrüstet.

Hat ein Papa die Aufgabe, sein Kind an die Luft zu führen? Ist man ein Kindsmädchen?

Aber die Kleine blickte mich so flehend aus ihren braunen Aeuglein an — sie hat sehr schöne Augen — ihr Gesichtchen drückte eine solche Spannung aus, daß ich schließlich einwilligte.

* * *

Erinnerst Du Dich, lieber Leser, an den Augenblick, da Du zum ersten Male mit einer fremden Dame einen Spaziergang unternahmst, verpflichtet, sie zu unterhalten, verlegen an den ersten Worten herumkautest?

Erinnerst Du Dich, wie Du, unbekannt mit ihrem Seelenleben, ihren Lieblingsthemen, eifrig die Linien ihres Profils studirtest, als ob aus den Gesichtszügen die ihr geläufigen Gesprächsstoffe herauszulesen wären?

Aehnlich erging es mir, als ich mich zum ersten Male mit meiner Tochter allein auf der Straße fand.

Bei einer erwachsenen fremden Dame benützt man schließlich die nie versagende Eselsbrücke der Witterungsbestimmung, um jenseits derselben ein festeres Terrain der gegenseitigen Verständigung zu finden.

Aber ich konnte doch unmöglich ein Gespräch mit einer dreijährigen Dame, die noch dazu meine eigene Tochter ist, durch die Phrase einleiten: „Welch ein herrliches Wetter, mein Fräulein!“

So trippelten wir denn wortlos neben einander hin, bis — ein schmutzigfeuchter Straßenübergang unsere Schritte hemmte.

Ich schaute rathlos auf meine Tochter, diese flehend auf mich.

„Bitte, Papa, hebe mich 'nüber.“

Ja, gewiß, aber wie hebt man ein solches Bündelchen Spitzen und Bänder, Röckchen und Jäckchen, ohne es zu zerknüllen? Ein vorbeieilendes Dienstmädchen jedoch nimmt die Kleine unter den Aermchen hoch auf, trägt sie vor sich her und sagt dann, wie als Antwort auf meinen fragenden Blick: „Das ist ja die Flora.“

„Papa, das war die Toni von der Grethe,“ erklärte nun die Kleine ihrerseits.

Die Toni von der Grethe?

Wer aber ist die Grethe?

Nun war der Gesprächsstoff gegeben, und das Plappermäulchen hatte Arbeit.

„Grethe ist ein kleines Mädel unserer Nachbarin, ihre ältere Schwester heißt Frieda, die kleine Schwester Hedel; diese ist aber noch so klein, daß sie im Wickelpolster steckt, und so ungebildet, daß auch nicht ein vernünftiges Wort von ihr zu hören ist.

Im Hause gegenüber wohnen zwei Buben, Hans und Fritz, die sind sehr schlimm und ärgern ihre Marie, die sie in den Park führt.

Die Melanie aber hat einen Bruder, der sehr lieb und brav ist."

„Papa, bekomme ich auch ein Brüderchen?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil der Storch die Kinder bringt, wem er will."

Inzwischen sind wir im Park angelangt.

„Papa, beim Teich sind Sztörche." Die Zischlaute spricht sie schlecht aus. „Szau, ob sie ein Brüderl ham."

Das ruft sie ganz laut, so daß die Bonnen erröthen und die Kindsmädchen kichern.

Ich verweise ihr das viele Sprechen, sie verzieht das Gesichtchen zum Weinen, und ich — setze mich hinweg über die erröthenden Bonnen und lachenden Kindsmädchen und gehe an den Teich.

Ach; die Störche hatten kein Brüderchen für uns!

„Papa, hat mich dieser Sztorch gebracht?"

„Das weiß ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil sich alle Störche ähnlich sehen."

„Papa, wer bringt die Storchenkinder?"

Weißt Du vielleicht eine Antwort auf diese Frage, o gelangweilter Leser?

Ich wußte keine, und so kehrten wir denn zu den anderen Kindern zurück, die uns mit Jubel empfingen.

Das heißt der Wahrheit gemäß, um mich kümmerte sich Niemand, aber meine Tochter war viel begehrt. Hier sollte sie „Linge, linge leia" spielen, dort ein Schäfchen darstellen oder eine Springschnur im Takte bewegen u. s. w. Und Alle kannten sie beim Namen.

Sie sprachen ihn zwar verschiedenartig aus, aber ob man sie Fohla, Lola oder Floha rief, sie wußte stets, daß man sie meine, und hüpfte herum wie ein losgelassener Kreisel. Sie küßte sich mit den anderen Püppchen oder sang ein rührendes Lied vom Mariechen, das weinend auf einem Stein saß, wobei ganz plötzlich und unbegründet gelacht wurde; schließlich haschten sich die kleinen Bälge, bis die Mittagsstunde schlug und die Gesellschaft sich langsam auflöste.

Dann stand ich wieder allein mit meiner Tochter auf der Straße.

Aber welch eine Veränderung seit unserem ersten Beisammensein vor einer Stunde. Mit welchem Respect betrachtete ich jetzt das kleine Fräulein, das schon so ausgebreitete Bekanntschaften besaß, während ich es daheim kaum beachtete.

Eine Blumenhändlerin bot uns Veilchen an, und ich erstand ein Sträußchen. Es ist für die Mama; die Kleine darf es tragen.

„Papa, hast Du Mama lieb?"

„Ei gewiß, mein Herzchen."

„Ich auch, aber Papa hab' ich auch sehr gern."

Große Verlegenheitspause, während welcher die Veilchen hin- und hergedreht werden.

„Papa, wann wachsen die Blumen?"

„Im Frühling und im Sommer."

„Warum?"

„Weil's da warm ist."

„Wer läßt sie wachsen, die Blumen?"

„Der liebe Gott."

„Kennst Du ihn, den lieben Gott?"

Nun heißt's mit einer Unwahrheit die bedrohte Autorität retten.

„Ja wohl, sehr genau."

„Papa, hat er mich lieb, der Gott?"

Das glaubte ich mit größter Seelenruhe bejahen zu können, und so zogen wir zufrieden in hellem Sonnenschein dem Hause zu.

Unwillkürlich hefteten sich meine Augen auf das Gesichtchen des kleinen Geschöpfes.

Ich bin ja nicht eitel, aber es ist wirklich ein kluges Köpfchen, und hübsch ist es auch, meine Frau hat doch Recht.

Unsere Augen begegnen sich.

„Papa, warum szaust Du mich an; weil ich Dir gefalle?"

O, Du Erzcoquette, Du echte Evastochter!

„Wie sollst Du mir denn gefallen?"

„Na, weil ich szön bin!"

„Was, schön willst Du sein, Du kleines Aeffchen, das ist ja gar nicht wahr!"

„O ja, Papa, Tante Mathilde sagt immer, ich hab' szöne Augerln."

Na warte, Tante Mathilde, in Gegenwart des Kindes so etwas zu sagen; aber sie hat nicht Unrecht.

Endlich sind wir an unserem Hause angelangt, und die Kleine bittet, da sie müde ist, ich möchte sie die Treppe hinauftragen.

Kaum hebe ich sie in die Höhe, schlingt sie ihre Aermchen um meinen Hals und ein süßer Kuß nach dem anderen regnet auf meine Wange nieder.

Es ist gar nicht zu sagen, wie herzig so ein kleines Mädel zu küssen vermag.

So drängen wir uns zur Thür hinein; ein küssender Knäuel.

Wohl schilt die Mama wegen zerknüllter Spitzen und Bänder, Jäckchen und Röckchen; ich aber ertrage mit ungewohnter Sanftmuth alle Schelte; bin ich doch eben Vater geworden, nachdem ich drei Jahre lang nur Papa war.

* * *

O, lieber Leser, der Du genug Geduld und Nachsicht besaßest, diese Zeilen bis zu Ende zu lesen, ich gebe Dir eine gute Lehre dafür, deren Befolgung Dich zum glücklichsten aller Menschen machen kann.

Wenn Deine Frau je eine Torte machen will, die keine Köchin ihr zu Danke bäckt, und draußen der helle Sonnenschein glänzt, dann gehe hinaus ins Freie mit Deinem kleinen Mädel — es kann schließlich auch ein Junge sein.

Verlag der „Wiener Mode", Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart.
K. k. Staatsmedaille 1895. — Ehrendiplom Chicago 1893.

Wir Frauen und unsere Dichter. Von Laura Marholm, elegant ausgestattet, gebunden fl. 2.60 = M. 4.50.

Die Kunst, schön zu bleiben. Lexikon der Schönheitspflege von Ilona Pataki. 3. Auflage. fl. 3.— = M. 5.—.

Etiquettefragen. Vom Briefkastenmann der „Wiener Mode". 90 kr. = M. 1.50.

Album der Monogramme in Kreuzstich. 6. Auflage. fl. 1.50 = M. 2.50. Für Abonnentinnen der „Wiener Mode" und Schülerinnen weibl. Lehranstalten fl. 1.— = M. 1.70.

Die Schule des Schnittzeichnens. Von A. Meerz, Leiterin der Schnittmuster-Abtheilung der „Wiener Mode". fl. 1.50 = M. 2.50.

Die Kochkunst. Kochbuch der „Wiener Mode". fl. 3.60 = M. 6.—.

Die Kunst, Servietten zu falten. 8. Auflage. 30 kr. = 50 Pf.

Das Wohl des Kindes. In Vorbereitung.

„Ich kann schon lesen!" Ein Lese- und Bilderbuch von Ph. Brunner. fl. 1.20 = M. 2.—.

Wiener Mode. Illustrirtes Mode-Journal mit dem Beiblatte „Im Boudoir" und der Gratisbeilage „Wiener Kinder-Mode". Vierteljährlich (6 Hefte) fl. 1.50 = M. 2.50 portofrei.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Ch. Reißer & M. Werthner, Wien.